

Thomas Niehr / Jörg Kilian /
Jürgen Schiewe (Hg.)

Handbuch Sprachkritik



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Thomas Niehr / Jörg Kilian / Jürgen Schiewe (Hg.)

Handbuch Sprachkritik

J. B. Metzler Verlag

Die Herausgeber

Thomas Niehr ist Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der RWTH Aachen.

Jörg Kilian ist Professor für Deutsche Philologie / Didaktik der deutschen Sprache an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Jürgen Schiewe war bis 2018 Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Greifswald.

ISBN 978-3-476-04851-6

ISBN 978-3-476-04852-3 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-04852-3>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J. B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH Deutschland,
ein Teil von Springer Nature, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
(Foto: mosaiko / photocase.de)

J. B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist:
Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhalt

- 1 Einleitung Thomas Niehr /
Jörg Kilian / Jürgen Schiewe 1

I Erkenntnistheoretische Grundlagen

- 2 Sprachphilosophische Grundlagen
Elisabeth Leiss 7
- 3 Sprachreflexion und -kritik in volkssprachlichen
Diskursen des Mittelalters Thomas Bein 14
- 4 Kreativ-energetisches Sprachdenken und dessen
sprachkritische Dimension Tobias Heinz 20
- 5 Sprachliche Relativität Martin Thiering 28

II Wortkritik

- 6 Kritik am öffentlich-journalistischen Sprach-
gebrauch zu Beginn des 20. Jahrhunderts
Alexander Horn 41
- 7 Kritik am Sprachgebrauch im
Nationalsozialismus: *LTI* und *WdU* – Zwei
frühe Beispiele für Sprachkritik nach 1945
Heidrun Kämper 49
- 8 Wortkritik im »Streit über die Sprachkritik«
Ruth M. Mell 57
- 9 Wortkritik in der Feministischen Sprachkritik
Magnus P. Ängsal 66
- 10 Wortkritische Aktionen Martin Wengeler 73
- 11 Wortkritik im Zeichen der *Political Correctness*
und aktuelle Formen antidiskriminierender
Wortkritik Nina-Maria Klug 81
- 12 Ansätze einer linguistisch begründeten politisch-
soziologischen Wortkritik Thomas Niehr 88
- 13 Fremdwortkritik in Sprachgesellschaften des 17.
und 18. Jahrhunderts – von der »Spracharbeit«
zur »Sprachkritik« Markus Hundt 96
- 14 Aufklärerische Sprachkritik
Jürgen Schiewe 103

- 15 Nationalistische Fremdwortkritik bis 1945
Anja Stukenbrock 112
- 16 Kritik an Fremd- und Fachwörtern in
der deutschen Gegenwartssprache
Christian D. Kreuz 120
- 17 Qualitative Wortkritik und funktionale
Angemessenheit Jochen A. Bär 129

III Text-/Stilkritik

- 18 Verdecktes Schreiben als Sprachkritik
William J. Dodd / Philipp Dreesen 141
- 19 Sprachkritik als Kulturkritik
Jürgen Schiewe 148
- 20 Sprachkritik in der Literatur
Maren Lickhardt 156
- 21 Sprachrevolten (1968, 1989) Steffen Pappert /
Joachim Scharloth 163
- 22 Populäre Stillehren Hans-Werner Eroms 170
- 23 Linguistische Wege zu gutem Stil
Pavla Schäfer 179

IV Diskurskritik

- 24 Kritische Diskursanalyse/CDA
Martin Reisigl / Friedemann Vogel 189
- 25 Historische Diskurssemantik und Möglichkeiten
der Diskurskritik Dietrich Busse 196
- 26 Kontrastive Diskurslinguistik
Waldemar Czachur 204
- 27 Rechtschreibdiskurs Petra Ewald 211
- 28 Fremdwortdiskurse Jürgen Spitzmüller 218
- 29 Migrationsdiskurs Thomas Niehr 225
- 30 Krisendiskurs David Römer 233
- 31 Altersdiskurs Carolin Krüger 241
- 32 Islamdiskurs Nina Kalwa 252
- 33 Globalisierungsdiskurs Petra Storjohann 259

V Kritik am kommunikativen Handeln

- 34 Sprachkritik und Rhetorik Olaf Kramer 271
- 35 Sprachkritik, Sprachkultur und Sprachkultivierung Nina Janich 279
- 36 Verwaltungssprache und Kommunikation mit Verwaltungsinstitutionen Christian Efing 287
- 37 Wissenschaftssprache und Wissenskommunikation Jürg Niederhauser 295
- 38 Politiksprache und politische Kommunikation Constanze Spieß 302
- 39 Sprache und kommunikatives Handeln in Bildungsinstitutionen Bettina M. Bock 310
- 40 Sprachkritik und Sprach(en)politik Birte Arendt 319
- 41 Internet-Sprachkritik Christa Dürscheid 326
- 42 Jugendsprache und Jugendkommunikation Benjamin Könning 333
- 43 Werbekommunikation und Werbesprache Nina Janich / Dominic Schüler 343

VI Sprachkritik in linguistischen Arbeitsfeldern

- 44 Sprachkritik und Sprachnormen Patrick Beuge 355
- 45 Normierung der Aussprache (Orthoepie) Jan Seifert 361
- 46 Kodifikation der Schreibung Dieter Nerius 368
- 47 Grammatische Normen in populärer Sprachkritik und linguistisch fundierter Zweifelsfall-Beratung Jan Georg Schneider 376
- 48 Lexikalische und semantische Normen Sabine Elsner 384
- 49 Stilnormen und Stilkritik Ulla Fix 391
- 50 Pragmatische Normen und Sprachkritik Jana Kiesendahl 398
- 51 Sprachberatung als Instrument der Sprachkritik Kersten Sven Roth 405
- 52 Didaktische Sprachkritik und Deutschunterricht Jörg Kilian 413

Anhang

- Auswahlbibliographie 425
- Autorinnen und Autoren 427
- Personenregister 429
- Sachregister 432

1 Einleitung

Sprachkritik ist keine Wissenschaftsdisziplin im Sinne der akademisch institutionalisierten Fächer. Es gibt keinen Lehrstuhl für Sprachkritik und kein Studienfach »Sprachkritik« im deutschsprachigen Raum. Seit der »Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik« (Schiewe 2003) im 19. Jahrhundert zählt Sprachkritik nicht einmal mehr zum festen Bestand sprachwissenschaftlicher Subdisziplinen. Ein Kapitel »Sprachkritik« fehlt grundsätzlich in den großen sprachwissenschaftlichen Handbüchern, Kompendien und Einführungen in die Sprachwissenschaft. Wenn vor diesem Hintergrund das »Handbuch Sprachkritik« mehr als 50 Kapitel aufweist, in denen der aktuelle Stand der wissenschaftlichen Sprachkritik und ihrer Erforschung dokumentiert ist, dann wird deutlich, dass die Sprachkritik nach ihrer »Ausgliederung aus der Sprachwissenschaft« neue Wege eingeschlagen hat: laienlinguistische Wege, die zur Gründung von Vereinen und zur Publikation populärwissenschaftlicher Schriften führten, aber und vor allem auch linguistische Wege, die neben, mit und in den Zweigen einer überwiegend historisch-diachronischen Sprachwissenschaft des 19. sowie einer überwiegend gegenwartsbezogen-synchronischen Sprachwissenschaft seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschritten wurden.

Am Anfang dieser neuen Wege steht das Wort *Sprachkritik*. Für dieses Wort lassen sich (nach einem Frühbeleg aus dem 18. Jahrhundert, s. u.) erst im 19. Jahrhundert erste Belege finden, die zunächst noch mit Belegen der analytischen Benennung *Kritik der Sprache* konkurrieren. Eine frühe Fundstelle für das Kompositum *Sprachkritik* stammt aus Wilhelm von Humboldts Würdigung der Leistungen Schlözers, die in der 1827–1829 entstandenen Schrift *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* enthalten ist:

»Das Verdienst, die Wichtigkeit der Amerikanischen Sprachen für die Sprachkunde gefühlt zu haben, gebührt dem verewigten Schlözer. [...] Er las ein Collegium über eine grosse, damals Erstaunen erregende Anzahl von Sprachen, er zog im 31. Theil der allgemeinen Weltgeschichte die ersten Linien zu einer sichreren Sprachkritik.« (Humboldt 1907: 135–136)

Sprachkritik ist hier – und so auch im vorliegenden Handbuch – in einem ganz allgemeinen Verständnis gefasst, nämlich als die »positive wie negative Würdigung der menschlichen Sprache und ihrer Leistungen sowie des Gebrauchs, der von ihr gemacht wird« (Kilian/Niehr/Schiewe 2016: 1). Diese Würdigung kann sich auf verschiedene Sprachbeschreibungsebenen beziehen: auf das Wort und auf den Satz, auf den Text und auf den Diskurs, auf die Rechtschreibung und auf die Aussprache, auf den Stil im Gespräch und im Text. Und diese Würdigung kann grundsätzlich tagein, tagaus von allen Menschen betrieben werden, denn »Sprachkritik [ist] das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit« (Mauthner 1906: 1).

Die Geschichte der Sprachkritik (vgl. Schiewe 1998) zeigt denn auch zahlreiche Menschen im Vollzug der Handlung der kritischen Sprachbetrachtung: zunächst – und fortan beständig – im Rahmen der Philosophie, sodann im Rahmen der Herausbildung, Standardisierung und Kodifikation nationaler Schriftsprachen sowie deren Stabilisierung durch Schulen und Universitäten. Sprachforschung war – wie auch aus dem Humboldt-Zitat hervorgeht – Sprachkritik. In zahlreichen Texten aus der Geschichte der Sprachkritik sind diese Spielarten kritischer Sprachbetrachtung überliefert (vgl. z. B. die Textauswahl in Schiewe/Kilian/Niehr 2015).

Als wissenschaftliche Sprachbetrachtung setzt Sprachkritik indes theoretische Grundlagen, systematische Ansätze und Methoden der Beschreibung und Bewertung von Sprache und Sprachgebrauch voraus, wie sie in dem Konzept der funktionalen Angemessenheit enthalten sind (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe 2016: 1–16; Niehr 2015). Der Begriff der »Angemessenheit« lässt sich auf das *aptum* der antiken Rhetorik zurückführen. Das *aptum* wiederum ist Teil der *elocutio*, des sprachlichen Ausdrucks, der in den fünf klassischen Produktionsstadien einer Rede die mittlere und damit eine herausgehobene Stellung einnimmt (vgl. Ueding/Steinbrink 1994: 213–229). Innerhalb der *elocutio* steht das *aptum* neben der Sprachrichtigkeit (*latinitas*), der Klarheit (*perspicuitas*) und dem Redeschmuck (*ornatus*). Es sind also die Faktoren »Anlass/Gegenstand«, »Publikum« und »Situation«, nach denen eine Rede ausgerichtet werden muss, wenn sie angemessen sein will. Funktionale Angemes-

senheit schließt Sprachrichtigkeit, Klarheit und Redeschmuck als Kriterien der sprachkritischen Würdigung nicht aus, ordnet dieselben aber ein, indem sie erst dann zur Wirkung kommen, wenn Gründe für funktional Unangemessenes anzugeben sind.

Die moderne linguistische Sprachkritik zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist, um mit Ludwik Fleck (1980: 146–164) zu sprechen, »Zeitschriften-, Lehrbuch- und Handbuchwissenschaft«: Die Zeitschriftenwissenschaft ist für Fleck die Forschungsebene, die Lehrbuchwissenschaft fasst das als gesichert geltende Wissen zu einem Fachgebiet zusammen, und zur Handbuchwissenschaft führt Fleck (1980: 158) aus:

»Ein Handbuch entsteht aus den einzelnen Arbeiten wie ein Mosaik aus vielen farbigen Steinchen: durch Auswahl und geordnete Zusammenstellung.«

In sprachwissenschaftlichen Zeitschriften der modernen germanistischen Linguistik (also seit den 1960er Jahren) ist eine wissenschaftliche Sprachkritik zwar immer wieder durch einzelne Forschungsbeiträge vertreten; die Publikationen sind allerdings verstreut und bibliographisch erst ansatzweise erschlossen (vgl. Greule/Ahlvers-Liebel 1986; Dieckmann 1992; Spitzmüller et al. 2002; Janich/Rhein 2010). Als sehr frühe Beiträge zur Sprachkritik in (sprach)wissenschaftlichen Zeitschriften dürfen z. B. Peter von Polenz' Aufsatz »Sprachkritik und Sprachwissenschaft« (von Polenz 1963) oder Werner Betz' Aufsatz »Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik« gelten (Betz 1968). Zur »Zeitschriftenwissenschaft« wurde Sprachkritik im deutschsprachigen Raum mit dem Erscheinen der von Jürgen Schiewe und Martin Wengeler herausgegebenen Zeitschrift *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* im Jahr 2005.

Eine Lehrbuchwissenschaft wurde Sprachkritik mit der als »Einführung« betitelten Monographie Wolfgang Beutins (Beutin 1976). Es folgten weitere Darstellungen, die als Lehrbuch zu charakterisieren sind (Dieckmann 2012; Kilian/Niehr/Schiewe 2010 [2016]; Heringer/Wimmer 2015).

Ein Handbuch Sprachkritik hat die germanistische Sprachwissenschaft bislang nicht hervorgebracht; sie ist noch keine Handbuchwissenschaft. Das vorliegende Handbuch möge diesem Umstand abhelfen. Damit verbunden ist das Ziel, das Augustin Balthasar, Vosther der *Deutschen Gesellschaft* in Greifswald, am 10.7.1750 in einer Rede vor der Gesellschaft formuliert (und damit einen noch früheren Beleg für das Kompositum *Sprachkritik* liefert): »Die Ausflucht,

dass nicht eines jeden Sache sey, sich in der deutschen Sprachkritik hervor zu thun, wird nun gänzlich aufhören« (Schultz 1914: 52).

Zur Gliederung

Das Feld der Sprachkritik ist weit; für ein Handbuch bedarf es der Begrenzung und Ordnung. Eine Begrenzung erfolgt dadurch, dass das Handbuch zwar seinen Ausgang nimmt von Sprachkritik als Kritik der Sprache (im Sinne der [*faculté de*] *langage* Ferdinand de Saussures), indes in Bezug auf die Kritik des Systems, des Gebrauchs und der Leistungen einer Einzelsprache (im Sinne der *langue* Ferdinand de Saussures) die deutsche Sprache als Beispiel fokussiert. Der im Handbuch dokumentierte Forschungsstand der wissenschaftlichen Sprachkritik ist daher im Wesentlichen ein Forschungsstand der germanistischen Sprachkritik bzw. der Erforschung der kritischen Sprachbetrachtung im deutschsprachigen Raum.

Die Ordnung der Darstellung nimmt die Chronologie zum Ausgangspunkt, öffnet das weite Feld aber sogleich nach Sprachbeschreibungsebenen: Wort (Kap. 6–17), Text/Stil (Kap. 18–23), Diskurs (Kap. 24–33), Kommunikatives Handeln (Kap. 34–43); eine Systematik der Arbeitsfelder wissenschaftlicher Sprachkritik beschließt sodann diese Ordnung (Kap. 44–52). Innerhalb dieser Ordnung sind thematische Schwerpunkte gliederungswirksam.

Von einer Ordnung nach Personen, Institutionen oder wissenschaftlichen Projekten (mithin »Schulen«) sowie nach einzelnen Gegenständen der Sprachkritik war hingegen abzusehen. Das Handbuch will keine Geschichte der Sprachkritik (vgl. Schiewe 1998) ersetzen, kann auch nicht als Lexikon der Sprachkritik wirken, sondern soll den aktuellen Forschungsstand dokumentieren. Eine Erschließung des Handbuchs nach Personen, Institutionen, Gegenständen wird über das Personen- und das Sachregister ermöglicht.

Als ein erster thematischer Schwerpunkt wird die erkenntnistheoretische Sprachkritik gesetzt. Sie steht auch chronologisch am Anfang der metasprachlichen Würdigung der menschlichen Sprache und ihrer Leistungen. Grundsätzlich kann man erste Spuren einer kritischen Sprachbetrachtung bei Kungfutse (Konfuzius; 551–479 v. Chr.) entdecken (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe 2016: 24–25). Dabei handelt es sich gewiss nicht um linguistische Sprachkritik, gleichwohl um eine tiefeschürfende Reflexion des Verhältnisses zwischen »Wort« und »Begriff«, die bis heute

nichts an Bedeutsamkeit verloren hat. Die Reflexion dieses Verhältnisses wird in den folgenden Jahrhunderten – und ebenfalls bis heute – erweitert um die referentielle Beziehung der beiden Größen »Wort« und »Begriff« zu dem, was man allgemein als außersprachliche Welt bezeichnen kann. Die Frage, ob Sprache (*[faculté de] langage*) die Welt erkennen hilft oder aber im Gegenteil der Welterkenntnis im Wege steht, treibt die erkenntnistheoretische Sprachreflexion und Sprachkritik um.

Mit Bezug auf die Sprache als *langue* werden »Wort« und »Begriff« als Gegenstände der Sprachkritik nicht mehr allgemein mit »Welt« in ein Verhältnis gesetzt, sondern mit einzelsprachlich erfassten – und vorgeformten – Welt(ansicht)en. Gesellschaftsbezogene Aspekte der kritischen Sprachbetrachtung von »Wort« und »Begriff« bilden daher den nächsten thematischen Schwerpunkt des Handbuches. Die einzelsprachliche Perspektive fokussiert im Handbuch, wie erwähnt, die deutsche Sprache. Die Aspekte, aber auch die Perspektiven, aus denen sie in den Blick genommen werden, dürfen gleichwohl als über die Einzelsprache hinausgehend verstanden werden. So ist die Fremdwortkritik, auch aus erkenntnistheoretischer, historischer und nationalsprachlicher Perspektive, ein Gegenstand, der nicht nur im deutschen Sprachraum eine lange Tradition hat.

Eine Kritik an Wörtern ist linguistisch begründet nur möglich, wenn Wörter in ihrem Gebrauch, also im Kontext, betrachtet werden. Der erste und wichtigste Kontext von Wörtern ist der Text, der ihr Umfeld ist und dessen Bestandteile sie sind; weitere Kontexte bilden die Diskurse, in denen die Texte fungieren, und das kommunikative Handeln, zu dem Wörter im Text und im Diskurs gebraucht werden. Sprachkritik als Textkritik und Stilkritik bildet den nächsten thematischen Schwerpunkt des Handbuches; es folgen Sprachkritik als Diskurskritik sowie die Kritik am kommunikativen Handeln. Das Konzept der funktionalen Angemessenheit als Grundlage einer linguistisch fundierten Sprachkritik setzt kontextuell eingebetteten Sprachgebrauch als Gegenstand der kritischen Sprachbetrachtung an; Sprachkritik bezieht sich nun, um in der Terminologie Ferdinand de Saussures zu bleiben, auf die *parole*. Mag das Wort zunächst auch als isoliertes Sprachzeichen (*langue*) der Sprachkritik zugänglich sein, so nehmen die Text- und Stilkritik das Wort, ferner auch den Satz bzw. die Äußerung, als Sprache in Funktion in den Blick.

Die Perspektive der Diskurskritik ist erneut eine andere. Die Diskurslinguistik ist in den vergangenen

Jahrzehnten zu einem bedeutsamen linguistischen Forschungszweig herangewachsen. Sie arbeitet zu meist korpuslinguistisch fundiert und mit dem Ziel deskriptiver diskursesemantischer Darstellungen zur Rekonstruktion des im Diskurs wirkenden oder erzeugten und/oder normierten gesellschaftlichen Wissens. Die diskursiven Wege der Wirkung, Erzeugung und/oder Normierung sprachlich gebundenen Wissens sowie dieses Wissen selbst bilden wiederum Gegenstände der kritischen Sprachbetrachtung. Eine Auswahl der aktuellen diskurskritischen Forschung wird im Handbuch dargestellt.

Das kommunikative Handeln in einzelnen gesellschaftlichen Kommunikations- und Praxisbereichen wurde schon sehr früh zum Gegenstand der kritischen Sprachbetrachtung erklärt. Titel wie z. B. *Sprache in der verwalteten Welt* (Korn 1958), *Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien, Kritik* (Henne 1986), *Die Sprachlosigkeit der Ingenieure* (Duddeck/Mittelstraß 1999) weisen die innere Mehrsprachigkeit einer Gesellschaft aus, möglicherweise Sprachbarrieren oder auch eine Art »sprachlicher Arbeitsteilung« (Putnam 1990: 37).

Ein Abschnitt zur kritischen Sprachbetrachtung in unterschiedlichen linguistischen Arbeitsfeldern beschließt das Handbuch. Die Kapitel dieses Abschnittes stehen in gewisser Weise quer zu den voranstehenden insofern, als sie Grundlagen, Ansätze, Methoden und Befunde der Praxis der linguistischen Sprachkritik relativ zu den einzelnen Sprachbeschreibungsebenen darstellen, die in den vorangegangenen Abschnitten gliederungs bildend sind.

Hinweise zu Aufbau und Form der Artikel

Die Artikel des Handbuches bieten einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand der wissenschaftlichen Sprachkritik auf dem jeweils im Titel des Kapitels genannten Forschungsfeld. Fragestellungen, Ansätze, Methoden und Befunde werden in prägnanter Form zusammengefasst und dargestellt. Die Prägnanz der Form, man könnte auch vom Prinzip der *brevitas et argutia* sprechen, wird durch eine stringent einzuhaltende Umfangsbegrenzung sowie auch dadurch unterstrichen, dass im Handbuch von einer mehrstufigen Untergliederung der Artikel Abstand genommen wird. Zur Vertiefung dient die Angabe weiterführender Literatur, die in Abhängigkeit vom konkreten Gegenstand in unterschiedlichem Umfang erfolgt.

Es wäre unangemessen, den Autorinnen und Auto-

ren in einem *Handbuch Sprachkritik* Vorgaben zum Sprachgebrauch und Stil der Beiträge zu machen. Aus diesem Grund ist auch davon Abstand genommen worden, eine Einheitlichkeit in Bezug auf das Gendern zu erzwingen (das gilt auch für die biographischen Notizen am Schluss des Handbuchs). Die Vielfalt der gewählten Formen mag auch als Beleg für den Reichtum der Sprache gelesen werden.

In Zitate ist grundsätzlich nicht einzugreifen. Da im Handbuch jedoch Sperrsatz nicht genutzt werden sollte, ist überall dort, wo im Original eine Passage gesperrt oder fett gesetzt ist, der Sperr- oder Fettsatz entfernt worden und Kursivsatz an seine Stelle getreten. Durch die Angabe »Herv. i. Orig. gesperrt/fett« wird dies angezeigt. Sämtliche unkommentierte Hervorhebungen gehen auf das Original zurück.

Dank

Die Arbeit an diesem Handbuch wurde im September 2016 aufgenommen. Es ist nicht selbstverständlich, dass eine solche Publikation innerhalb von etwas mehr als drei Jahren abgeschlossen werden kann.

Wir danken den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und für ihre Bereitschaft, die Kommentare aus dem Peer Review stets kollegial und uns freund(schaft)lich verbunden als konstruktiv-kritische Hinweise anzunehmen.

Frau Ute Hechtfisher vom Metzler-Verlag stand uns stets hilfreich unterstützend zur Seite; zahlreiche Verbesserungen gehen auf ihre Hinweise zurück.

Literatur

- Betz, Werner (1968): Möglichkeiten und Grenzen der Sprachkritik. In: Sprache im technischen Zeitalter. Heft 25, 7–27.
- Beutin, Wolfgang (1976): Sprachkritik – Stilkritik. Eine Einführung. Stuttgart.
- Dieckmann, Walther (1992): Sprachkritik. Heidelberg.
- Dieckmann, Walther (2012): Wege und Abwege der Sprachkritik. Bremen.
- Duddek, Heinz/Mittelstraß, Jürgen (Hg.) (1999): Die Sprachlosigkeit der Ingenieure. Opladen.
- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv [1935]. Frankfurt a. M.

- Greule, Albrecht/Ahlvers-Liebel, Elisabeth (1986): Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung. Darmstadt.
- Henne, Helmut (1986): Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien, Kritik. Berlin/New York.
- Heringer, Hans Jürgen/Wimmer, Rainer (2015): Sprachkritik. Eine Einführung. Paderborn.
- Humboldt, Wilhelm von (1907): Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues [1827–1829]. In: Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften. [...] 1. Abteilung. Werke VI. Erste Hälfte. Hg. von Albert Leitzmann. Berlin, 111–303.
- Janich, Nina/Rhein, Lisa (2010): Sprachkultur, Sprachkultivierung, Sprachkritik. Tübingen.
- Kilian, Jörg/Niehr, Thomas/Schiewe, Jürgen (²2016): Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung [2010]. Berlin/Boston.
- Korn, Karl (1958): Sprache in der verwalteten Welt. Frankfurt a. M.
- Mauthner, Fritz (²1906): Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band: Zur Sprache und zur Psychologie [1901]. Stuttgart/Berlin.
- Niehr, Thomas (2015): Angemessenheit. Eine Kategorie zwischen Präskriptivität und Inhaltseere? Überlegungen zum Status einer für die Sprachkritik fundamentalen Kategorie. In: Aptom. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 11, 101–110.
- Polenz, Peter von (1963): Sprachkritik und Sprachwissenschaft. In: Neue Rundschau 74, 391–403.
- Putnam, Hilary (²1990): Die Bedeutung von »Bedeutung«. Hg. und übersetzt von Wolfgang Spohn [1979]. Frankfurt a. M. (The Meaning of »Meaning«, 1975).
- Schiewe, Jürgen (1998): Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schiewe, Jürgen (2003): Über die Ausgliederung der Sprachwissenschaft aus der Sprachkritik. Wissenschaftsgeschichtliche Überlegungen zum Verhältnis von Normsetzung, Normreflexion und Normverzicht. In: Angelika Linke/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen, 401–416.
- Schiewe, Jürgen/Kilian, Jörg/Niehr, Thomas (Hg.) (2015): Texte zur Sprachkritik und Sprachreflexion. Stuttgart.
- Schultz, Richard (1914): Die Königlich Deutsche Gesellschaft zu Greifswald. Greifswald.
- Spitzmüller, Jürgen et al. (2002): Streitfall Sprache. Sprachkritik als angewandte Linguistik? Mit einer Auswahlbibliographie zur Sprachkritik (1990 bis Frühjahr 2002). Bremen.

Thomas Niehr / Jörg Kilian / Jürgen Schiewe

I Erkenntnistheoretische Grundlagen

2 Sprachphilosophische Grundlagen

Im Mittelpunkt der erkenntnistheoretischen Sprachkritik steht die Frage, ob und inwieweit Sprache das Erkennen von Wirklichkeit ermöglicht. Es geht also um die Definition des Verhältnisses zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit sowie um die Bestimmung der Funktion und Leistungsfähigkeit von Sprache innerhalb dieses triadischen Verhältnisses. Sobald Wirklichkeit bei der Bestimmung der Funktion von Sprache miteinbezogen wird, stellt sich die Frage, ob und inwieweit Sprache das Erkennen von Realität ermöglicht und fördert oder vielmehr behindert oder sogar verhindert. Kritik am Erkenntnispotential von Sprache wird im Folgenden in Übereinstimmung mit Yoshiyuki Muroi (2014) als *Sprachskepsis* bezeichnet, während die Kritik am Kommunikationspotential von Sprache mit dem Terminus *Sprachkritik* von Sprachskepsis abgegrenzt wird.

Abwertung von Sprache und Neudefinition des Menschen

Der Mensch wurde von Anfang an als diejenige Spezies definiert, die sich über das Alleinstellungsmerkmal Sprache auszeichnet. Der Mensch wurde somit lange als das Tier, das über Sprache verfügt, definiert. Diese über mehr als zwei Jahrtausende allgemein akzeptierte Definition hat sich mittlerweile fast vollständig aufgelöst. Der Mensch definiert sich heute nicht mehr als Tier. Deutlich wird dies seit dem Rationalismus von Descartes, wonach der Mensch sich vor allen anderen Lebewesen dadurch auszeichne, dass er denken könne und über eine allen Tieren überlegene Kognition verfüge. Tiere wurden im Gegenzug als Automaten neu definiert. Der Mensch konnte also nicht mehr als [+ TIER, + SPRACHE], ja nicht einmal als [+ TIER, + DENKEND] definiert werden, denn sonst müsste man ihn nach der cartesianischen Auffassung ja als Automaten einordnen. Die Spezies Mensch steht seither außerhalb der biologischen Ordnung der Lebewesen. Der Mensch ist ein Lebewesen anderer Ordnung geworden. In die Merkmalsmatrix des Lexems [MENSCH] schreibt heute niemand mehr [+ TIER]. Deutlich zeigt sich das auch im Cartesianismus Chom-

skys (deutlich formuliert in Chomsky 1966). Seither wurden von Anhängern Chomskys immer wieder Versuche unternommen, den Menschen als das Ergebnis einer Art unvergleichlichen Spontanmutation zu definieren, wobei bislang alle Versuche bis hin zu den aktuellen Publikationen, etwa in Berwick/Chomsky (2016), regelmäßig durch Gegenbeispiele widerlegt worden sind. Evolutionäre Übergänge werden von Chomsky und seinen Anhängern dennoch vollständig ausgeschlossen. Doch wenn es keinen Übergang zwischen den existierenden nicht-menschlichen Lebewesen und dem Menschen gibt bzw. geben darf, was ist der Mensch dann? Erst Derek Bickerton (1990 und 2014) hat den Menschen wieder als ausgestattet mit einem Tiergehirn plus Sprache definiert, was gegenwärtig eine deutliche Außenseiterposition darstellt. Wie konnte es dazu kommen, dass eine Definition der Spezies Mensch, die für Aristoteles und weitere Philosophen bis zur Frühen Neuzeit gültig war, zunehmend ausgeschlossen und Sprache in der Folge abgewertet wurde? Dabei nehmen Chomsky und seine Anhänger noch eine moderate Position ein, verglichen mit anderen Richtungen in der aktuellen Linguistik und Sprachphilosophie. Für Chomsky stellt Sprache erneut ein humanspezifisches kognitives Modul dar, doch, anders als bei Aristoteles und in der universalgrammatischen Sprachphilosophie des späten Mittelalters, hat für ihn Sprache lediglich den Status eines Moduls unter mehreren humanspezifischen kognitiven Modulen. Mit Chomsky gab es somit einen prominenten und stark beachteten ersten Neubeginn in der Wiederaufwertung der Funktion von Sprache. Bickerton weicht seit einigen Jahren insofern von dieser Definition ab, als er den Menschen als ausgestattet mit einem Tiergehirn, das durch Sprache optimiert wird, definiert. Tierkognition wird somit durch Sprache transformiert in Humankognition. Der Mensch bleibt somit Teil der Ordnung der Lebewesen und fällt so nicht aus der Welt heraus und hinein in einen gottähnlichen Status. Sprache wird bei Bickerton deutlich mehr aufgewertet als bei Chomsky. Ausgeschlossen werden kann bei dieser Neudefinition durch Bickerton, dass es einen evolutionären Urknall bei der phylogenetischen Entstehung von Sprache gegeben haben muss. Denn: Tiere sind keine Automaten und Menschen sind keine Götter. Im Übrigen wurde der Mensch nach der De-

definition von Tieren als Automaten sehr bald auch als Automat redefiniert und schließlich als »aufrecht kriechende Maschine« abgewertet (vgl. das Vorwort von Claudia Becker zu La Mettrie und seinen Traktat »*L'homme machine*«, XIII). Die Abwertung von Menschen und von Sprache hat im 20. Jahrhundert dann ihren Höhepunkt erreicht. Richard Rorty, der zunächst in den 1960er Jahren den *linguistic turn* propagiert hatte, definiert schließlich einige Jahrzehnte später Sprache nur noch als Geräusch zur Manipulation von Menschen (genauer in Leiss 2012: 146–152). Die Spezies Mensch wurde damit ebenfalls auf Automaten, die durch das Geräusch Sprache manipulierbar und steuerbar ist, reduziert. Der Sprachmissbrauch durch den Nationalsozialismus im 20. Jahrhundert bildet diese Definition real ab; und viele weitere Beispiele ließen sich hinzufügen. Doch wie kommt es aber zu einem so weitreichenden Verfall von Sprache und, in der Folge, des Menschenbilds – und schließlich des Menschen selbst? Es zeigt sich zunehmend, dass der massive Medienwechsel durch den Buchdruck zu einer realen funktionalen Abwertung von Sprache und der menschlichen Spezies führen sollte.

Sprachskepsis vor und nach der Verbreitung des Buchdrucks

Die Abwertung der Funktion von Sprache erfolgte parallel zur Erfindung und Ausbreitung des Buchdrucks. Die radikale Neumodellierung der Funktion von Sprache durch den Buchdruck wurde von Marshall McLuhan (2000) und in seiner Nachfolge von Derrick de Kerckhove (1991) eindrucksvoll analysiert und kommentiert. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Sprache im Zuge des Buchdrucks zunehmend auf ihre Ausdrucksfunktion reduziert wurde. Die Sprache druckt/drückt sozusagen unsere Gedanken aus. Auffallend ist, dass mit der Erfindung der Druckmaschine die menschliche Sprachfähigkeit zunehmend mit einem Gedankendrucker gleichgesetzt wurde. Solche Metaphorisierungen sind häufig, selbst und gerade in der Wissenschaftssprache. So hat Chomsky beispielsweise die menschliche Sprache zunächst als Organ bezeichnet; mit der Entwicklung von Computern wechselte er dann die Organ-Metapher gegen die Modul-Metapher aus. Doch solche Metaphern zwingen uns auch Analogien auf, die zu weit gehen und den zu definierenden Gegenstand verzerren. In Bezug auf die Definition von Sprache hatten die Buchdruckmetaphern erhebliche Konsequenzen. Sprache wurde

durch zu weitgehende Analogien auf den Ausdruck von Gedanken reduziert: Sprache externalisiert sozusagen die Gedanken des Menschen. Die Gedanken selbst gelten in den Jahrhunderten, die auf den Buchdruck folgen, zunehmend als angeboren oder »eingeboren«: *cogito ergo sum*. Dass es Gedanken gibt, und zwar ohne jegliche Voraussetzung, wird als das einzig sichere Wissen postuliert und von Descartes *a priori*, also vor aller Erfahrung, vorausgesetzt. Die vermeintliche Externalisierungsmaschine Sprache wird zunächst von Descartes noch gelobt. Sie drückt seiner Auffassung nach die Komplexität von Gedanken gut aus. Beim Ausdruck von Gedanken durch Sprache geht sozusagen nichts vom Reichtum der Gedanken verloren. Dieser Optimismus wurde seither, bald durch einen zunehmenden Zweifel auch an der Ausdrucksfähigkeit von Sprache ersetzt. Sprache drücke nicht wirklich aus, was wir denken, so der Vorwurf von allen Seiten. Dass es sich dabei um eine »Druckmetapher« bzw. um eine Ausdruckmetapher handelt, ist bislang nicht erwogen worden, liegt aber nahe und sollte historisch genauer untersucht werden. Mit anderen Worten, sobald die Funktion von Sprache auf ihre Funktion als Ausdruck von Gedanken reduziert wurde, wurde die Intaktheit auch dieser Funktion infrage gestellt. Dieser nächste Schritt in der Abwertung von Sprache war durch die Axiomatik des Rationalismus bereits vorgezeichnet. Offenbar stellt sich »der Ausdruck von Gedanken« durchaus immer wieder als korrumpiert, teils begrifflich unscharf und als defizient heraus, was die Erkenntnisgegenstände betrifft. Die Schuld wurde in der Folge zunehmend dem »Ausdrucksapparat« Sprache, nicht dem Denken zugeschrieben. Menschen können ja im Sinne der rationalistischen Position, wonach alle Menschen über angeborene Vernunft verfügen, nicht mehr für Fehlurteile und mangelndes Erkenntnisvermögen verantwortlich gemacht werden. Schuld ist der Drucker, nicht der Denker. Verzerrt ist der Ausdruck, nicht der Gedanke. Die maximale Reduktion der Funktion von Sprache auf ihre Ausdrucksfunktion zeigt sich auch darin, dass Sprache in der Regel von Nichtlinguisten heute ganz selbstverständlich mit Sprechen gleichgesetzt wird. Sprache bleibt nach allgemeinem Verständnis der Papagei des Gedankens.

Als Gegenbeispiel für die Korrelation zwischen der Zunahme von Sprachskepsis und dem Buchdruck und der damit verbundenen Steigerung der Alphabetisierung und der gedruckten Bücher ließe sich auf den ersten Blick der Kratylus-Dialog von Platon anführen. Innerhalb der Sprachwissenschaft ist es der meist zitierte

Dialog von Platon. In der Regel wird der Text so interpretiert, dass Platon die sprachkritische Position von Sokrates vertritt und nicht die konträr dazu stehende Position von Kratylos. Liest man den Text genauer, erweist sich diese Auslegung jedoch als unhaltbar. Kratylos, Platons Lehrer, antwortet Sokrates, dass er über Arbitrarität/Nonarbitrarität länger nachgedacht habe als er, Sokrates (genauer in Leiss 2012: 27–43). Sokrates hat zwar die meiste Redezeit, in der er aber unsinnige Etymologien und andere Absurditäten über Sprache äußert, wogegen Kratylos dazu schweigt und schließlich überlegen antwortet und auch Überlegenheit beansprucht. Kratylos vertritt damit die Position des Realismus, wonach Sprache die Erkenntnis von Realität fördert und nicht unterbindet. Es erscheint eigentlich als inkonsequent, anzunehmen, Platon würde die Position von Sokrates und damit von Hermogenes, der Sokrates alles nachplaudert und wenig denkt, außerdem als Philosoph völlig unbekannt ist, übernehmen. Doch das ist die einzig akzeptierte Lesart des Kratylos-Dialogs in der Neuzeit und der Moderne. Sie passt sehr gut zur Reduktion von Sprache auf ihren Ausdruck. Dass Sprache ganz konträr zu dieser Position vor der Erfindung des Buchdrucks als Instrument zum Eindruck von Gedanken in das menschliche Gehirn definiert war, steht seit Langem als Interpretationsmöglichkeit des Kratylos-Dialogs nicht mehr zur Verfügung (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe (2016: 25–28, die die kanonische Interpretation des Kratylos-Dialogs nicht infrage stellen). Schiewe (1998: 8) stellt fest: »[...] erst der Nominalismus ebnete den Weg für eine bewusste Kritik der Sprache überhaupt und der Einzelsprachen im besonderen.«

Das Verhältnis von Sprache und Denken zur Wirklichkeit

Die Philosophie des Realismus erlebt ihren Höhepunkt im späten Mittelalter (Ende des 13. bis erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) und formuliert das Verhältnis zwischen Sprache, Denken und Realität sehr genau und auf hohem und innovativem Niveau. Möglich war das durch die vollständige Übersetzung des 5. Buchs der Metaphysik von Aristoteles, dessen zweiter Teil über die Mereologie – die Logik der Teil-Ganzes-Relationen – als verloren galt, im Spätmittelalter wiederentdeckt wurde. Das mentale Lexikon wurde von der Philosophie des Realismus als Ergebnis der Technik der Vereinfachung von perzeptuellen Daten definiert. Diese Vereinfachung geschieht durch die

Technik der Kategorisierung von Welt auf der Basis einer Merkmalsstruktur. Lexeme wurden zum ersten Mal in Teile zergliedert und über eine Merkmalsmatrix definiert, wobei diese Merkmale als Teil der Realität verstanden wurden. Dabei wurde davon ausgegangen, dass bei der Selektion dieser Merkmale die Realität aktiver ist als der Mensch. Daher gelangt der Mensch zu einem realistischen vereinfachten Modell der Realität. Begründet wurde das damit, dass Lexeme aus einem Teil der Daten der gesamten Realität bestehen. Durch die rekursive Struktur der Hyperonymie und Hyponymie im Lexikon sind verschiedene Konzeptualisierungsstufen möglich. Diese vereinfachten Weltmodelle verhindern dabei nicht die Erkenntnis von Realität. Ganz im Gegenteil: Die Reduktion von perzeptuellen Daten stellt die Voraussetzung für das kategorisierende Erkennen von Realität dar. Bedeutungen wurden von der realistischen Philosophie also als das Ergebnis des Filterns von realen Welt Daten modelliert. Durch den Filter gelangen zwar nur begrenzt viele Daten von Welt ins Bewusstsein, diese werden aber als reale Daten definiert, an denen nichts zu ändern ist. Anders als die instinkthaften Kategorisierungen von anderen Lebewesen ist die Auswahl der sprachlichen Kategorisierungen jedoch variabel und variierbar. Das zeigt sich vor allem in den unterschiedlichen Bedeutungen in den verschiedenen Einzelsprachen. Da die Wirklichkeit, die die Menschen umgibt, nicht in allen Weltgegenden identisch ist, ergeben sich von Sprache zu Sprache unterschiedliche Kategorisierungssysteme und damit auch unterschiedliche Bedeutungen. Gerade diese Varianz trägt dazu bei, dass die Realität besser abgebildet wird, denn die Varianz spiegelt ja erfolgreich die Anpassung an verschiedene Umgebungen wider. Varianz entsteht darüber hinaus, weil die perzeptuellen Daten nach Relevanz gewichtet werden können. Das wird als Vorteil eingeordnet und nicht als Nachteil. Die Sprachkritik der nachfolgenden Jahrhunderte sieht das anders. Wenn die Abbildungen von Welt variieren können, dann bilden sie nicht die reale Welt ab, so der Fehlschluss. Bei Tieren mit ihren angeborenen und instinkthaften Kategorisierungen geht man dagegen ganz selbstverständlich von natürlicher und erfolgreicher Selektion aus. Ohne Anpassung an die Realität hätten sie nicht überlebt, so die von kaum jemandem bestrittene Auffassung. Dass dabei die Anpassung sehr variable Lebewesen hervor gebracht hat, stürzt niemanden in skeptische Zweifel. Die lexikalische Semantik ist das Ergebnis einer besonders anpassungsfähigen Technik der menschlichen Sprache – der variablen Kategorisierung inner-

halb derselben Spezies. Genau das ist das leicht zu übersehene Alleinstellungsmerkmal des Menschen im Vergleich zu den Tieren mit all seinen Vorteilen – und Nachteilen.

Real sind in der Philosophie des Realismus die Merkmale. Die Merkmalskombinationen in ihrer Gesamtheit haben dagegen den Status von Bedeutungen und damit von mentalen Repräsentationen, um es in aktualisierter Terminologie auszudrücken. Diese mentalen Repräsentationen können ihrerseits neu zusammengesetzt werden, wie das zum Beispiel bei Lexemen, die Fabelwesen bedeuten, der Fall ist. Durch diese Fähigkeit des Menschen, die Merkmalsmatrizen von Bedeutungen zu rekombinieren und beispielsweise die Merkmale von [PFERD] mit denen von [ALIGATOR] zu mischen und selektiv zu rekombinieren, kann die Spezies Mensch mögliche Welten erfinden. Durch den Bezug der Merkmale zur Realität werden auch die vielen Erfindungen des Menschen, z. B. in den Bereichen der Technik und Kultur, möglich und erklärbar. Diese Erfindungen sind deshalb so erfolgreich, weil sie durch ihre Merkmalsstruktur bereits aus Bausteinen von Realität bestehen und damit auch schon Anschluss an die Realität haben.

Kurz zusammengefasst heißt das, dass in der Sprachphilosophie des Realismus des späten Mittelalters gerade die Reduktion von Welt und die Variabilität dieser Reduktion als positiv bewertetes Alleinstellungsmerkmal von Sprache, genauer des Lexikons, betrachtet wurde. Reduktion und Variabilität befördern somit nach dieser Auffassung die Erkenntnis von Wirklichkeit. Das Lexikon wurde nicht als Zerrbild der Realität eingeordnet, so wie das später geschieht, sondern als Spiegel der Wirklichkeit. Deshalb wurde die Philosophie des Realismus auch als Spekulative Philosophie bezeichnet. Es war die Zeit, in der der Spiegel erfunden worden war und daher im Mittelpunkt der Wissenschaftsmetaphorik stand. Spiegel sollten sogar als Waffe verwendet werden (um beispielsweise das Sonnenlicht zu bündeln und gezielt auf das feindliche Lager zu richten und dieses in Brand zu setzen). Die Optik wurde durch Roger Bacons Rezeption der arabischen Wissenschaften im Hochmittelalter zur Leitwissenschaft (vgl. Lindberg 1996). Die heutige Verwendung des Worts *spekulativ* macht deutlich, welchen Abwertungsprozessen diese Philosophie seither ausgesetzt war. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass dieser Abwertungsprozess mit einem Verlust von sprachwissenschaftlichen Differenzierungen einherging, wodurch die wissenschaftliche Untersuchung von Sprache über Jahrhunderte aus-

gesetzt wurde. In engem Zusammenhang dazu steht die Abwertung von Sprache in den nachfolgenden Jahrhunderten. Diese Abwertung korreliert mit der Unkenntnis sprachlicher Strukturen. Das soll im Folgenden vor allem am Beispiel des Verlusts der Differenzierung zwischen Bezeichnung und Bedeutung aufgezeigt werden.

Der Verlust der Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung und die Folgen

Ein Leitmotiv von Fritz Mauthner ist, dass die Wortbedeutungen Abstrakta seien, die keinerlei Realität abbilden können. Mit Realität sind sogenannte »Individuen« gemeint, also zählbare Einzelgegenstände. Letzteres ist die nominalistische Sichtweise auf Welt, die davon ausgeht, dass die Welt aus zählbaren Individuen besteht, was aus der Sicht des Realismus der Modisten deutlich eine naive Auffassung darstellte. So ist das Merkmal der Zählbarkeit in der Sprachphilosophie des Realismus ein möglicher Modus der grammatischen Kategorie Numerus, ein spezifischer *modus significandi*. Die *modi significandi* gehören nach dem Sprachmodell der Modisten daher nicht zum Lexikon, sondern zur Grammatik. Grammatik bildet nach der Modellierung des Realismus Realität nicht ab. Für das Instrument der Grammatik gilt nämlich, dass hier die Realität nicht aktiver ist als der Mensch, sondern der Mensch stärker ist als die Realität. Grammatische Kategorien, auch die grammatische Kategorie Numerus, stellen immer ein Paradigma, d. h. eine Auswahl an möglichen Kodierungen der Perspektive auf die Welt dar. Das gilt auch für die Kategorie Numerus. So gibt es beispielsweise zählbare und nicht-zählbare Substantive, wie *der Kristall* [+ ZÄHLBAR] und *das Kristall* [- ZÄHLBAR]. Zählbare Substantive sind pluralisierbar, während nichtzählbare Substantive nicht pluralisierbar sind. Es gibt somit keine Individuen in der Realität, sondern nur Individualisierungen, also Perspektivierungen durch den Betrachter. Perspektiven sind somit Modi des Bedeutens (*modi significandi*), und nicht die Bedeutung selbst. Die gewählte Perspektive bildet dabei nicht die Realität ab, sondern den Standort des Betrachters. Dieser Standort kann unabhängig vom tatsächlichen Betrachterstandort darüber hinaus beliebig gesetzt werden. Dies geschieht durch die grammatischen Kategorien auf komplexe Art und Weise. Die hier genannte Unterscheidung zwischen Abbildung von Realität versus Perspektive auf die Welt korrespondiert mit der sprachwissen-

schaftlichen Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung. Bedeutungen finden sich im mentalen Lexikon, Bezeichnungen werden dagegen durch grammatische Techniken generiert. Nun kommt aber Grammatik nur im Satz vor. Erst im Satz werden Bedeutungen in Bezeichnungen transformiert. Grammatik kodiert somit nicht die Welt, sondern die Perspektive jedes einzelnen Sprechers auf die Welt. Perspektiven sind Sichtweisen auf die Welt, nicht die Welt selbst. Es gab in der modistischen Philosophie neben den Traktaten über die *modi significandi*, die eine eigene Textsorte darstellten, parallel auch Traktate mit den Titeln *Perspectiva* oder *De aspectibus*, die ebenfalls eine lange Tradition aufweisen. Sie entstanden infolge der Übersetzung und Rezeption von arabischer Literatur über die Optik, die im Spätmittelalter zur Leitwissenschaft wurde. Der Begriff der Perspektive wird heute der Renaissance zugeschrieben, wurde aber weit früher eingeführt, wie heute bekannt ist. Kodiert der Sprecher seine Perspektive mittels Grammatik, so die Einsicht der Modisten, dann lässt sich für den Hörer der Standort des Sprechers ermitteln. Sobald der Hörer den Standort mit grammatischen Mitteln (wie zum Beispiel Aspekt oder Tempus) rekonstruiert hat, kennt er auch die Koordinaten des Gegenstands, von dem die Rede ist. Damit war die Leistung von Grammatik definiert und die Unterscheidung von Bedeutung (ohne Koordinaten) und Bezeichnung (mit Koordinaten) möglich. Bedeutungen werden vom Lexikon generiert, Bezeichnungen erst durch die Anwendung von grammatischen Kategorien im Satz. Auf diese Weise wurden die Funktionen von Lexikon und Grammatik klar voneinander abgegrenzt und abgrenzbar definiert. Dieses metasprachliche Wissen sollte in den nachfolgenden Jahrhunderten vollständig verloren gehen.

Der Verlust der Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung und die Folgen

Der Verlust einer der Kerndifferenzierungen des Realismus des späten Mittelalters, die Unterscheidung zwischen Bedeutung und Bezeichnung, hatte enorme Folgen für das Verständnis von Sprache und das Selbstverständnis des Menschen. Verloren ging die Einsicht, dass die grammatischen Kategorien im Satz Raum- und Zeitkoordinaten hinzufügen, sodass die nichtreferenzfähigen Bedeutungen referieren bzw. bezeichnen können. Diese Koordinaten umfassen auch, ob die Lexeme im Satz reale Referenz haben oder auf

irreale (mögliche) Welten verweisen (Modus). Das Lamento der Sprachskeptiker und der Sprachkritiker, dass Bedeutungen die Welt nicht abbilden können, geht somit auf eine zunehmende und schließlich völlige Unkenntnis der Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung zurück. Diese Differenzierung war im späten Mittelalter ein Teil des Triviums, also der Grundausbildung aller Studierenden an der Sorbonne und anderen Universitäten. Die Unterscheidung zwischen Bedeutung und Bezeichnung war in diesem Sinn »trivial« – ein Wissen, das im Trivium (Grundstudium) vermittelt wurde und über das alle Gelehrten verfügen sollten. Heute schreibt man die Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung Gottlob Frege zu, wobei Bedeutung von ihm mit dem Terminus *Sinn* und Bezeichnung mit dem Terminus *Bedeutung* benannt wird, was den Neuzugang zu dieser Differenzierung nicht leicht, aber wieder möglich gemacht hat. Diese Differenzierung ist jedoch immer noch nicht so verbreitet wie im Mittelalter. So kommt es zu den Klagen, dass Sprache die Wirklichkeit nicht abbilden könne, da Bedeutungen ja Abstraktionen seien und Abstraktionen in der Welt nicht vorkommen. Dabei kam es zu dem langanhaltenden Fehlschluss, dass Individuen real seien. Doch Individuen entstehen erst durch grammatische Quantifikationstechniken, die unter anderem zählbare Substantive (z. B. *der Kristall*) und nichtzählbare Substantive bzw. Massennomina (*das Kristall*) kodieren. Individualität ist nur eine dieser grammatischen Kodierungsalternativen. *Das Kristall* ist nicht irrealer als *der Kristall*. Und *der Kristall* nicht realer als *das Kristall*, nur weil die Substanz zählbar und damit individuierbar ist. Beide Lexeme enthalten eine andere Art von nominalem Aspekt. Mit dem Niedergang der Universitäten in der Frühen Neuzeit (vgl. dazu Schiewe 1998 und Hartfelder 1890, wobei Hartfelder diesen Verfall beschreibt, aber keine Erklärung dafür versucht) ist dieses Wissen über die genannten grammatischen Techniken zur Transformation von Bedeutungen in Bezeichnungen verloren gegangen. Die Aufgabe von Latein als Wissenschaftssprache hat schließlich dazu geführt, dass alles, was nicht in eine der »Volksprachen« übersetzt wurde, zunehmend nicht mehr rezipiert wurde. Mit dieser Abwendung von Latein, Griechisch und Arabisch ist Wissen in einem dramatischen Umfang verloren gegangen. Der Abbruch dieser Tradition führte zu einem Niedergang der hochstehenden Grammatiktheorie des Mittelalters. Die ersten Universalgrammatiken der Modisten waren nicht so naiv, dass sie Individuen in der Realität angesiedelt

hätten. Naiv ist in dieser Hinsicht der Nominalismus. Der Nominalist Ockham hat, wie inzwischen durch Leffler (1995) ermittelt wurde, die zentralen Texte der von ihm angegriffenen Universalgrammatik der Modisten/Realisten nicht rezipiert. Der Nominalismus weist aus heutiger Sicht weit mehr Naivität auf als die »spekulativen« Universalgrammatiken der Modisten.

Muss Sprache die Realität abbilden?

Betrachtet man die Erkenntniskritik von Fritz Mauthner und den Kritikern vor und nach ihm (s. Kap. 4), wonach Sprache die Realität nicht abbilden könne, weil es sich bei Bedeutungen um Abstraktionen (gemeint ist »Kategorisierungen«) handelt, so zeigt sich nicht nur, dass die Differenzierung zwischen den Techniken der Bedeutungskodierung (Lexikon) und denen der Bezeichnungsgenerierung (Grammatik) nicht mehr bekannt war, sodass die Defizienz hier nicht bei der Sprache, sondern beim Betrachter liegt. Dazu kommt die Frage, ob denn Sprache ihre Leistungsfähigkeit darin zeigt, dass sie Realität im Maßstab 1:1 abbildet. Das soll folgende Überlegung illustrieren:

Lebewesen haben das gemeinsam, dass sie einen eingeschränkten Kontakt zur Realität haben. Leben entsteht in dem Augenblick, in dem eine Abgrenzung zur Realität erfolgt, wodurch erst eine Umwelt entsteht. Erste Formen des Lebens, wie beispielsweise Einzeller, entstehen dadurch, dass eine Membran zur Umwelt gebildet wird, die selektiv durchlässig ist. Leben entsteht somit durch eine Abgrenzung zur Realität bzw. vollständigen Umwelt. Diese Selektivität unterscheidet Lebewesen vom Einzeller bis zum Menschen von einem Stein. Sprachskeptiker missverstehen die Funktion von Sprache, wenn sie ihr Selektivität und unvollständige Kenntnis der Welt als Fehlfunktionen vorwerfen. Das Filtern von realer Substanz ist definierendes Merkmal aller Lebewesen. Sprache filtert Realität auf eine speziesspezifische Art und Weise; sie filtert Realität darüber hinaus sogar unterschiedlich in den verschiedenen Einzelsprachen. Sie kann also in den Einzelsprachen variable Filter ausbilden, wie bereits die Architektur von Hyperonymie und Hyponymie zeigt. Diese Architektur bzw. das Konstruktionsprinzip von lexikalischen Einheiten hat dennoch den Status einer sprachlichen Universalie: Es gibt keine Sprache ohne die Technik der Bildung von Hypero- und Hyponymien. Die Architektur des Lexikons, die nur beim »Tier mit Sprache«, aber nicht bei »Tieren ohne Spra-

che« in dieser Weise vorkommt, bildet dabei unterschiedliche Anpassungen an die Welt aus. Auf diese Weise entstehen unterschiedliche Sprachen und Kulturen. Die Funktion von Sprache kann also gar nicht überschätzt werden. Allerdings hat dieses evolutionär gesehen junge Instrument zum Aufbau eines sozial geteilten Wissens- und Erfahrungsvorrats nicht nur positive Folgen. Sprache ist auch ein wirkungsvolles gefährliches Instrument, das man nicht unterschätzen darf. Angehörige anderer Kulturen werden in Kriegen massenhaft getötet, als hätte man es mit einer anderen Spezies zu tun. Wer das Funktionspotential von Sprache unterschätzt, unterschätzt auch das Ausmaß der negativen Anwendungen dieser evolutionär so jungen Technik. Gerade der Missbrauch von Sprache zeigt, dass die Sprachskeptiker das Funktionspotential von Sprache chronisch unterschätzt haben und weiterhin unterschätzen. Ganz anders die Sprachkritiker: Sie weisen auf das Funktionspotential von Sprache »im Bösen wie im Guten« hin. Die linguistisch basierte Sprachkritik wird im Vorwort von Kilian/Niehr/Schiewe (2016: 1) daher konsequenterweise als »positive wie negative Würdigung der menschlichen Sprache und ihrer Leistungen« definiert. Wer das negative Wirkungspotential hoch einschätzt, sollte im Gegenzug die positiven Wirkungen also nicht unterschätzen. Wissenssysteme lassen sich besser oder schlechter aufbauen. Der »Wortschatz« stellt ein solches Wissenssystem dar, dessen Begriffe und Definitionen relativ stabil sind, das jedoch ständig neu überprüft und ausgehandelt werden muss. In dieser Hinsicht hat die Sprachkritik als »Wortkritik« eine nicht zu unterschätzende Aufgabe. Anders verhält es sich mit der hoch angesehenen Sprachskepsis, die vielfach auf einem Miss- und Unverständnis von sprachlichen Funktionen und ihrem Wirkungspotential beruht.

Die Aufarbeitung und die Erforschung des Verlusts von Wissen über die Funktionen von Sprache, die von der Universalgrammatik des späten Mittelalters herausgearbeitet wurden, steht noch aus. Sie müsste von Sprachskepsis-Experten und nicht von mehr oder weniger naiven Sprachskeptikern in Angriff genommen werden.

Literatur

- Berwick, Robert C./Chomsky, Noam (2016): Why only us – Language and evolution. Cambridge, Mass.
 Bickerton, Derek (1990): Language and species. Chicago.
 Bickerton, Derek (2014): More than nature needs – Language, mind, and evolution. Cambridge, Mass.
 Chomsky, Noam (1966): Cartesian Linguistics – A chapter in the history of rationalist thought. New York.

- De Kerckhove, Derrick (1991): *Brainframes. Technology, mind and business*. Utrecht.
- Frege, Gottlob (2008): *Über Sinn und Bedeutung* [1892]. In: Frege, Gottlob: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Hg. und eingeleitet von Günther Patzig. Göttingen, 23–46.
- Hartfelder, Karl (1890): *Der Zustand der deutschen Hochschulen am Ende des Mittelalters*. In: *Historische Zeitschrift* 64, 50–107.
- Kilian, Jörg/Niehr, Thomas/Schiewe, Jürgen (2016): *Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung* [2010]. Berlin/Boston.
- La Mettrie, Julien Offrai de (1990): *L’homme machine* [1747]. *Die Maschine Mensch*. Französisch – Deutsch. Hg. und übersetzt von Claudia Becker. Hamburg.
- Leffler, Oliver (1995): *Wilhelm von Ockham. Die sprachphilosophischen Grundlagen seines Denkens*. Werl.
- Leiss, Elisabeth (2012): *Sprachphilosophie* [2009]. Berlin/Boston.
- Lenneberg, Eric (1977): *Biologische Grundlagen der Sprache*. Frankfurt a. M. (Biological Foundations of Language, 1967).
- Lindberg, David C. (1996): *Roger Bacon and the origins of Perspectiva in the Middle Ages. A critical edition of Bacon’s Perspectiva with introduction and notes*. Oxford.
- Mauthner, Fritz (1982): *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* [1906]. 3 Bde., Frankfurt a. M.
- McLuhan, Marshall (2000): *The Gutenberg galaxy. The making of typographic man* [1962]. Toronto.
- Muroi, Yoshiyuki (2014): *Aspekte moderner Sprachskepsis. Dargelegt anhand literarischer Texte aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. In: *Wirkendes Wort* 64, 299–315.
- Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München.

Elisabeth Leiss

3 Sprachreflexion und -kritik in volkssprachlichen Diskursen des Mittelalters

Ein systematisches, abstrakt-reflektierendes Denken und Sprechen über Sprache ist für zahlreiche Kulturen seit vor- und frühantiker Zeit bezeugt. Für die abendländischen Sprachen sind insbesondere Platon (427–347 v. Chr.) und Aristoteles (384–322 v. Chr.) wichtige Wegbereiter. Bereits bei Platon finden sich subtile Reflexionen über die Zufälligkeit (oder Nichtzufälligkeit) von Sprachzeichen und die Beziehungen zwischen den Dingen der Welt und ihren sprachlichen Äquivalenten. In seinem Dialog *Kratylos oder über die Richtigkeit der Wörter* diskutiert Platon, in welchem Verhältnis Wort und Ding (Zeichen und Bezeichnetes) stehen. Er lässt letztlich offen, ob die Wörter den Dingen von Natur aus zukommen oder ob sie den Dingen (in Übereinkunft einer Sprechergemeinschaft) per Setzung zugewiesen werden, geht indes davon aus, dass es Universalien (Ideen, Konzepte) vor den Einzeldingen und ihren Bezeichnungen gibt. Aristoteles setzt sich mit diesem Realismus kritisch auseinander, und insofern ist der Universalienstreit des Hochmittelalters (Realismus: *universalia ante res* vs. Nominalismus: *universalia post res*) bereits in der Antike fundiert.

Historische und theoretische Hintergründe

Neben solchen sprach- und erkenntnistheoretischen Diskussionen setzt mit Aristoteles auch die Erforschung der Grammatik von Sprache ein. Wörter werden in ihren Beziehungen zueinander und in ihrem semantischen und kommunikativen Wert beschrieben; logisch-grammatische Grundbegriffe werden geprägt und definiert. Bemühungen, die Struktur von Sprache und ihr Funktionieren systematisch zu beschreiben, manifestieren sich in frühen Grammatiken. Besondere Bedeutung erlangt eine *tékhnē grammatiké* (›Kunst/Wissenschaft des Lesens und Schreibens‹), die auf den vorchristlichen Gelehrten Dionysios Thrax (ca. 170/150–100/90) zurückgehen soll. In dieser *tékhnē*, die auf die griechische Sprache Bezug nimmt, werden fast vier Jahrhunderte Sprachreflexion zusammengefasst. Sie beeinflusst den Grammatik-Diskurs der Spätantike und des frühen und hohen Mittelalters sehr, was sich auch in einer frühen lateinischen, dem Grammatiker Remmius Palaemon

(1. Jahrhundert n. Chr.) zugeschriebenen *ars grammatica* niederschlägt. Hier werden griechische Grammatik-Kategorien und -Termini – teils latinisiert – übernommen; sie haben vielfach Bestand bis heute. Nach der *ars grammatica* des Donatus (Mitte 4. Jahrhundert n. Chr.) avancieren im 6. Jahrhundert n. Chr. schließlich die *Institutiones rerum grammaticarum* des Priscian zum mittelalterlichen Standardwerk über die lateinische Sprache (etwa 1000 [!] Handschriften sind bekannt).

Der an Platon und Aristoteles anknüpfende Universalienstreit des Mittelalters nimmt seinen Ausgang mit Aristoteles-Kommentaren des spätantiken Gelehrten Porphyrios (um 233–301/305) in seinem Werk *Isagoge*, einer Einführung in die aristotelische Logik, die in lateinischer Übersetzung durch Boethius (um 480/485–524/526) im Mittelalter weit bekannt wurde. Der eigentliche Streit um den ontologischen Status von Universalien (gibt es abstrakte Begriffe jenseits der konkreten Dinge, auf die sie sich beziehen?) entbrennt an der aus der Sicht seiner Gegner konsequent vertretenen nominalistischen Haltung des Domkanonikers Johannes Roscelin von Compiègne (um 1050–um 1124), der die Meinung vertreten haben soll, dass nur sinnlich wahrnehmbare Gegenstände wirklich sind (d. h. in der außersprachlichen Welt existieren), während Begriffe lediglich ephemere sprachliche Konstrukte seien. Heftig widerspricht der später sogenannte Vater der Scholastik Anselm von Canterbury (um 1033–1109), insbesondere um die christliche Konzeption einer göttlichen Trinität (als wirklich existente Gott-Idee) zu verteidigen. Hier zeigt sich, dass der Universalienstreit immer auch als ein philosophischer Streit vor dem Hintergrund christlicher Dogmatik zu verstehen ist. Wie häufig in den Wissenschaften findet sich zwischen extremen Positionen bald eine ausgleichende: Hier handelt es sich um den gemäßigten Realismus, dem zufolge die *universalia* weder *ante* noch *post res*, sondern *in rebus* seien. Entwickelt wird er von Albertus Magnus (um 1200–1280) und seinem Schüler Thomas von Aquin (um 1225–1274), beide sind wegweisende Scholastiker und Begründer eines christlichen Aristotelismus.

Der Universalienstreit lässt sich unterschiedlichen Kategorien zuordnen, eine wesentliche ist die ontologische/erkenntnistheoretische Kategorie. Nicht grundsätzlich, wohl aber begriffsgeschichtlich davon zu unterscheiden sind sprachphilosophisch-zeichen-theoretische Überlegungen, die im Frühmittelalter grundgelegt und entwickelt werden und die im 14. Jahrhundert mit Wilhelm von Ockham den se-

mantischen Nominalismus begründen. Vor allem frühe Ausführungen des Kirchenvaters Augustinus (354–430) in seinen Werken *Principia dialecticae*, *De magistro* und besonders *De doctrina christiana* können als wegweisend bezeichnet werden. Er baut sein System in intimer Kenntnis der antiken Vorläufer auf und entwickelt eine komplexe Zeichentheorie, in der er *littera* (Schriftzeichen), *vox* (Lautzeichen), *animus* (Vorstellung) und *res* (Ding in der Welt) differenziert. Die *res* ist bei Augustinus – ontologisch betrachtet – dem *signum* (Zeichen) überlegen; die Bedeutung eines Zeichens erschließe sich nur über die *res*, auf die sie sich bezieht. Dies ähnelt aristotelischer Betrachtung sehr. Demnach sind Sprachlaute Zeichen für in der Seele hervorgerufene Vorstellungen; diese Vorstellungen seien bei allen Menschen gleich, während die Laute unterschiedlich sein könnten, wie auch die Schrift, die ihrerseits Zeichen für die Laute bereitstelle.

Die augustinischen und über Boethius vermittelten aristotelischen Ausführungen werden über Jahrhunderte tradiert und beeinflussen viele weitere sprachtheoretische Diskurse. Im Hochmittelalter werden scharfsinnige Überlegungen Wilhelms von Ockham (um 1288–1347) bedeutend; er ist ein entschlossener Gegner des Realismus. In seinen Ausführungen erkennt man (ähnlich wie bei Augustinus) eine Differenzierung zwischen Erkenntnistheorie, Ontologie und Zeichentheorie. Nach Ockham sind Begriffe zunächst sprachunabhängige mentale Konzepte; sobald man aber über sie spreche, kämen Sprachzeichen (Laute, Schriftzeichen) ins Spiel, deren Verwendung auf Setzung oder Verabredung beruhe (vgl. z. B. Imbach 2017: 66–67).

Volkssprachliche Diskurse

Die vom frühen bis zum späteren Mittelalter von intellektuellen Eliten Mitteleuropas in lateinischer Sprache verfassten sprach-, sprech- und zeichentheoretischen Traktate haben, was Intensität und Systematik angeht, keine volkssprachlichen (hier: deutschen) Pendanten. Theologie, Philosophie, Medizin, Jura und die sieben *artes liberales* (darunter das ›Trivium‹ mit den Disziplinen Grammatik, Rhetorik und Dialektik der Sprache gewidmet) werden im mittelalterlichen Universitätssystem ausschließlich in Latein, neben Hebräisch und Griechisch eine der drei heiligen Sprachen, verhandelt. Dennoch werden die zahlreichen metasprachlichen Diskurse auch von einigen volkssprachlich denkenden und schreibenden Intellektuel-

len und Künstlern aufgegriffen. Im Einzelnen ist es schwer bis unmöglich, unmittelbare Einflussnahmen und/oder Abhängigkeiten nachzuweisen – dennoch zeigen nicht wenige deutschsprachige Autoren ein erstaunliches theoretisches Interesse an und Wissen um Sprache. Sie befassen sich u. a. mit Sprachtransfers, grammatikalischen Begrifflichkeiten, mit der Zeichenhaftigkeit von Sprache und den mit den Zeichen verknüpften Bedeutungen und ihren Herleitungen sowie mit Fragen der Stilistik.

Lingua latina vs. lingua theodisca

Lange vor Martin Luther, nämlich bereits im 9. Jahrhundert, gibt es eine erste große und bedeutende Anstrengung, zentrale biblische Texte volkssprachlich zugänglich zu machen. Der Mönch Otfrid aus dem Kloster Weißenburg hat in den späten 860er Jahren in über 7000 althochdeutschen Versen die Evangelien in ein fränkisches Idiom übertragen – und zwar in einer harmonisierten Version: aus den vier Evangelien hat er *eine* Gesamtfassung erstellt. Das Wagnis, für Bibeltexte eine andere als die drei heiligen Sprachen zu wählen, ist Otfrid sehr bewusst. Er lässt seiner Bearbeitung eine (althochdeutsche) theoretische Rechtfertigung vorangehen, die lateinisch überschrieben ist mit *Cur scriptor hunc . libru[m] theotisce dictauerit* (›warum der Autor dieses Buch in der Volkssprache niederschreiben ließ; Wiener Codex 2687, Kleiber 2004). Hier wertet er insbesondere den Volksstamm der Franken auf und stellt ihn selbstbewusst den Griechen und Römern als gleichberechtigt gegenüber. In einem auf Latein verfassten Widmungsschreiben an den Erzbischof Liutbert von Mainz geht Otfrid auch auf sehr konkrete Sprachtransferprobleme ein, die er zu bewältigen hatte (vgl. auch Banneke 2012). So reflektiert er beispielsweise differierende grammatische Genera von Wörtern, die dieselbe *res* bezeichnen; auch den Numerus habe er hier und da notgedrungen verändern müssen. Darüber hinaus beklagt er den grundsätzlich noch barbarischen Zustand der eigenen (deutschen/fränkischen) Sprache, was er bezeichnenderweise auch darauf zurückführt, dass sie noch keine längere schriftkulturelle Tradition aufweise – die aber sei nötig, um eine Sprache grammatisch-rhetorisch beschreiben und darauf aufbauend pflegen zu können.

Für lange Zeit bleibt dieser frühe, theoretisch wie praktisch kaum zu überschätzende Vorstoß einzigartig. Erst wieder ab der Mitte des 12. Jahrhunderts entstehen deutschsprachige Texte, denen lateinische,

mehr aber noch andere volkssprachliche Quellen (vor allem altfranzösische) zugrunde liegen. Die heimischen Autoren (z. B. Hartmann von Aue oder Wolfram von Eschenbach) binden indes sprachtheoretische Überlegungen, die zweifellos bei ihren Übersetzungen und Adaptationen angestellt worden sind, nicht in ihre Werke ein, sodass wir heute nur über eine Analyse der sprachlichen und auch literarisch-strukturellen Arbeit ein wenig Einsicht in den Transferprozess gewinnen können.

Ähnlich wie Bibeltexte sind auch wissenschaftliche Texte zunächst nur in den Gelehrten Sprachen Griechisch und – für das mitteleuropäische Mittelalter wesentlich – Latein verfasst worden. Erst ab dem späten 12. Jahrhundert finden sich vereinzelt Sach- und Fachtexte auch in der Volkssprache Deutsch. Es dauert aber noch bis in das 14. Jahrhundert, bis auch größere systematische Wissenstexte auf Deutsch niedergeschrieben werden. Hier ragt insbesondere die erste deutschsprachige Naturenzyklopädie, das *Buch der Natur* Konrads von Megenberg (1309–1374), heraus. Das umfangreiche Werk geht auf eine lateinische Hauptquelle aus dem 13. Jahrhundert zurück (Thomas Cantimprans, *Liber de naturis rerum*; um 1250), die ihrerseits jahrhundertalte Traditionen gebündelt hatte. Dass Wissenschaft (hier: Naturkunde) auch im 14. Jahrhundert noch keineswegs selbstverständlich in der Volkssprache Verbreitung findet, zeigt der metrisierte Prolog Konrads. Hier rechtfertigt er seine Übertragung ähnlich wie einige Jahrhunderte zuvor Otfrid von Weissenburg: Sprachtransfers habe es immer schon gegeben, so aus dem Hebräischen und Griechischen ins Lateinische – und also würde er nun aus dem Lateinischen ein *puoch in dâutscheu wort* übertragen. Dabei stellt er sich auf Kritik ein: Manch einer werde ihm wegen der Übersetzung Vorwürfe machen. Doch das kümmerer ihn nicht; er habe sein Bestes gegeben, und wer sich daran störe, der möge sich mit etwas anderem beschäftigen. Sprachphilosophisch muten die ersten drei Prologstrophen an. Hier geht es um das Verhältnis von Sprache und Wissenschaft (*edel kunst*) bzw. Sprache und Denken. Letzteres wird im *herzen* lokalisiert, wo es fest eingeschlossen sei. Um sich des Denkens und damit des Wissens und der *wârheit* zu bemächtigen, bedürfe es eines Schlüssels – und dieser Schlüssel sei die Sprache (*rede*), wobei es keine Rolle spiele, um welche Sprache es sich handle. Die *edel kunst* und *wârheit* selbst existierten unabhängig von Sprache (Pfeiffer 1994: 1).

Neben den großen Themengebieten der Zoologie und Botanik nimmt auch die Anthropologie einen

Raum im *Buch der Natur* ein. Im Kapitel »Von der stimm« geht es – modern gesprochen – um Phonetik und Phonologie sowie um das Verhältnis von Phonenen zu Graphemen. Bemerkenswert ist die Differenzierung von *schreibleichen* und *unschreibleichen* Tönen. So gebe es Laute und Lautfolgen, die man mit *puochstaben* abbilden könne (Konrad nennt das Beispiel *Ave Mariâ*), es gebe aber auch Laute, die nicht mit Schriftzeichen darstellbar seien – etwa Töne, die beim Weinen entstehen oder bestimmte Tierstimmen (ebd.: 16). Konrads lateinische Vorlage differenziert entsprechend in eine *uox articulata que scribi potest* und eine *uox confusa que scribi non potest* (Vollmann 2017: 589–590).

Sprach-Disziplinen im *Artes liberales*-System

Im mittelalterlichen Universitätssystem dominiert Latein als Wissenschaftssprache. Dennoch gibt es (einige wenige) volkssprachliche Reflexe auf und Kommentare über das, was an einer Universität gelehrt wird. Hier interessieren die sieben *artes liberales*, die eine Art geisteswissenschaftliches Studium Universale oder Grundstudium darstellen, auf dem aufbauend man die großen Fächer Medizin, Theologie, Philosophie oder Recht studieren kann. Die sieben freien Künste (im Sinne von Wissensgebieten) teilen sich auf in ein sprachlich dominiertes Trivium, zu dem die Disziplinen Grammatik, Logik und Rhetorik zählen, und ein mathematisch dominiertes Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik). Was das Trivium zu leisten im Stande ist, hat der Kanzler, ein biographisch nicht greifbarer Lyriker des späteren 13. Jahrhunderts, in einer Strophe prägnant umrissen: Die Fertigkeiten des Triviums vermittelten Kompetenzen um zu entscheiden, ob eine sprachliche Äußerung passend und in sich stimmig [*gezæme und vollekomen* = Grammatik], ob sie falsch oder richtig [*valsch alder wâr* = Logik] oder ob sie geschmückt oder ungeschmückt [*gezieret, ungezieret* = Rhetorik] ist (von Kraus 1978: 210).

Ausführlicher hat sich einige Jahrzehnte später, um 1355, der universitär gebildete, hochintellektuelle Autor Heinrich von Mügeln mit dem *artes*-System und damit auch mit der Sprache in seinem poetischen Hauptwerk *Der meide kranz* (»Die Krone der Jungfrau [Maria]«) befasst. In diesem allegorischen Großgedicht geht es darum zu entscheiden, welche der zwölf Wissenschaften: *Philosophia*, *Theologia*, *Phisica*, *Metaphisica*, *Alchimia*, *Arismetrica*, *Geometria*, *Musica*, *Astronomia*, *Gramatica*, *Loica* und *Rethorica* es

verdient habe, einen Platz in der ›Krone der Jungfrau‹ zu erhalten. Die einzelnen Disziplinen treten auf und stellen sich und ihre Leistung vor – so auch die Grammatik (Stackmann 2003: 59–63). Sie erläutert, womit sie sich beschäftigt, mit welchen *teilen* der Sprache sie zu tun hat; sie führt aus, dass die Gesamtheit ihrer Teile das Phänomen Sprache (*rede*) begründe – explizit erwähnt ist auch die Schriftsprache (*buchstaben*). Bevor das Phänomen der Flexion (das *brechen*) der Nomen mit Beispielen für die *velle Nominatiuus, Genitiuus, [D]atiuus, Accusatiuus, Vocatiuus und Ablatiuus* vorgestellt wird, gefolgt von Explikationen zu verschiedenen Wortarten (*participium, coniunctio, preposicio* u. a.), erläutert *Gramatica* das Verhältnis von Zeichen und *res*: *ding ane namen ist unbekant* formuliert Mügeln dezidiert. Die Erkenntnis von Dingen ist seiner Meinung nach von ihren sprachlichen Bezeichnungen abhängig, deren Funktion die *Gramatica* gewährleistet. *nam ist mins ingesigels ring* (Stackmann 2003: 61) – ›Das Sprachzeichen ist mein Siegelring‹ (wörtlich: der Ring meines Siegels), sagt die Grammatik, und mit diesem Ring würden alle Dinge *gezeichnet* (bezeichnet), der diffusen *res* wird also mit dem *namen* eine Struktur gegeben wie einem noch weichen Klecks Siegelwachs eine Prägung mit einem Petschaft.

Ringen um rechtes Bezeichnen

Dem wichtigen Wort *name* in der Bedeutung von ›Bezeichnung‹ begegnen wir im Kontext von Sprachreflexionen bereits vor Heinrich von Mügeln – und zwar bei Walther von der Vogelweide (Hauptschaffenszeit: Ende 12./Anfang 13. Jahrhundert). Walther ist ein sehr produktiver und sowohl formal als auch thematisch innovativer Lyriker, der die Gattung enorm bereichert. Ihm ist es wie keinem anderen Dichter in seiner Zeit bewusst, welche Bedeutung Wörter und Begriffe für Ideologien wie die des Minnesangs haben. Und so wundert es nicht, dass er in einer Reihe von theoretisch-reflektierenden Strophen um die rechten Bezeichnungen für Liebe und Weiblichkeit ringt, weil über die *namen* weitreichende Ideen transportiert werden. Im Minnesang vor und neben ihm hat als Bezeichnung für eine verehrte Frau der *name* ›*vrouwe*‹ einen prominenten Platz eingenommen. *Vrouwe* aber ist stark sozial semantisiert – schon von der Etymologie her, denn es handelt sich um das maskuline Nomen *vro* (›Herr‹) und das Femininsuffix *-(w)e*, eine *vrou-we* ist eben eine *Herr-in*. Im Minnesang des späteren 12. Jahrhunderts verweist die Bezeichnung *vrouwe* auf komple-

xe Verkehrte-Welt-Strukturen: Die Frau beherrscht den Mann, der seinerseits eine inferiore, dienende Position im Geschlechtergefüge einnimmt. Das aber ist in Walthers Augen verfehlt – ein Herrschaftsgefälle welcher Art auch immer hält er für falsch und er setzt auf ein geradezu gleichberechtigtes Mann-Frau-Verhältnis. Um an einem solchen Konzept zu arbeiten, muss der Sprachgebrauch verändert werden, insbesondere das Gender-Lexikon ist betroffen. »*Wîp muoz iemer sîn der wîbe hōhste name, / und tiuret baz denne vrouwe*« (Bein 2013: 175; »Frau‹ wird immer die beste Bezeichnung für die Frauen sein / und drückt mehr Wertschätzung aus als ›Herrin‹«). Daneben plädiert er für eine Neu-Semantisierung von Wörtern, wenn diese selbst nicht so einfach austauschbar sind. Zum Begriff *minne* (›Liebe‹) führt er aus: »*Minne ist minne, tuot sie wol; / tuot sie wê, sô heizet sie niht rehte minne. [...] / minne ist zweier herzen wunne*« (Bein 2013: 283; »Minne ist dann Minne, wenn sie gut tut; / schmerzt sie, dann verwendet man die Bezeichnung ›Minne‹ zu unrecht. [...] ›Minne‹ ist die Freude zweier Herzen«).

Im späteren 13. Jahrhundert finden sich hie und da ähnliche Sprachreflexionen. Mit dem Lyriker Heinrich von Meißen (gestorben 1318) aber kommt noch einmal neuer Schwung in entsprechende Diskussionen. Er greift nicht nur die *namen*-Theorie auf, sondern bietet vielschichtige (pseudo-)etymologische und semantische Herleitungen für Wörter wie *wîp* und *vrouwe*. So erklärt er das Wort *wîp* einmal als Akronym aus den Wörtern *wunne, irdisch, paradis*, ein andermal führt er *wîp* auf einen sagenhaften König *Wippeon* zurück. Das *wîp*-Sein stellt für Heinrich von Meißen die zweite Seinsstufe des Weiblichen dar. Zunächst sei eine weibliche Person eine *maget* (Jungfrau); verliere sie ihre Jungfräulichkeit durch einen Mann, werde sie zum *wîp*. Wird das *wîp* schwanger und gebiert, so ist für Heinrich die höchste Stufe erreicht, die der *vrouwe*. Entsprechend etymologisiert er, indem er das Wort *vrouwe* in die Silben *vrou-* und *-we* zerlegt und diesen Einzelbedeutungen zuweist: *vrou* habe mit der Lust der geschlechtlichen Vereinigung zu tun, *we* hingegen mit den Schmerzen während des Geburtsvorgangs.

Sprachnorm – Sprachkritik

Kritik an etwas zu üben bedeutet, von einer Norm Abweichendes zu registrieren und zu bewerten. In dieser Weise funktioniert oftmals auch Sprachkritik. Einen systematischen Entwurf sprachlicher Ästhetik gibt es für die deutsche Sprache des Mittelalters nicht, sehr

wohl aber punktuelle Einlassungen über mundartliche Varietäten oder Sprachstile. Dabei ist es wichtig im Blick zu behalten, dass unsere Vorstellung von einer mittelhochdeutschen (Dichter-)Sprache von der ersten Germanistengeneration (Brüder Grimm und Karl Lachmann) geprägt wurde – und teilweise ist sie es noch bis heute. Der einflussreiche Editor Lachmann (1793–1851) war der Meinung, dass es einstmals ein »bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch« gegeben habe. Er versteht sich als Anwalt der Dichter und setzt die philologischen Mittel der Emendation und Konjekturen ein, um »manche grammatische Unrichtigkeit«, »Schreibfehler« oder »Mißbrauch« zu korrigieren. Ferner geht sein Bestreben dahin, »eine alterthümliche, aber genaue Rechtschreibung einzuführen« (Lachmann 1820: VIII–XI). Über sehr große Zeiträume hinweg studierte die Fachgemeinschaft sprachliche (Re-)Konstrukte und hielt sie mehr oder weniger leichtgläubig für sprachliche Realität. Mittlerweile ist es *communis opinio*, dass es niemals ein »unwandelbares Hochdeutsch« (ebd.: VIII) gegeben hat – nicht, was die Lautung, nicht was die Schreibung angeht. Allenfalls kann man von überregionalen textsortenspezifischen Funktionalen sprechen (vgl. auch Dorn 2008).

Einige Dichter, das wurde schon gesagt, haben sich abstrakt mit Sprache und ihren Eigenheiten und Leistungen auseinandergesetzt. Der in vielerlei Hinsicht sehr gelehrte Autor Hugo von Trimberg (zweite Hälfte 13. Jahrhundert) zeigt in seinem didaktischen Großwerk *Der Renner* ein bemerkenswertes Wissen um und Interesse an Sprache: Er diskutiert u. a. den Rang und die primären Aufgaben von Fremdsprachen und lässt eine große Zahl von deutschen Mundarten Revue passieren. *Franken, Swäben, Beiern, Rînliute* etwa werden genannt und mit knappen Schlagwörtern sprachlich charakterisiert (vgl. Ehrismann 1909: 220–224). Eine Wertung findet weitgehend nicht statt. Das hat damit zu tun, dass Hugo das Sprechen in bestimmten Varietäten ganz selbstverständlich an die topographische Herkunft und sprachliche Sozialisation der einzelnen Sprecher bindet. Hugo scheint es mehr darum zu gehen, dass die Menschen sich sprachlich bestimmten Anlässen und Situationen (Publikum) anpassen und entsprechend verhalten. Sprachliche Importe aus Fremdsprachen (z. B. Griechisch, Hebräisch, Arabisch) lehnt er allerdings ab. Ähnlich wie Walther von der Vogelweide haben auch spätere Sangspruchdichter in Lyrikstrophen über Sprache reflektiert, dies häufig im Kontext von mehr oder weniger ernst gemeinten poetologischen Auseinandersetzungen mit Dichterkollegen. Sehr ge-

lehrt und zum Teil auch bewusst verrätselt sind entsprechende Äußerungen Rumelants von Sachsen (Mitte 13. Jahrhundert). Er kommentiert unter anderem die dichterischen Leistungen seines Konkurrenten Marner und kritisiert dessen Umgang mit der deutschen Sprache. Ob damit konkret die Mundart Schwäbisch gemeint ist (die in der Tat Erwähnung findet), ist in der Forschung strittig. Das Schwäbische genießt sonst im Hochmittelalter einen guten Ruf.

Sprachliche Eigenheiten lassen sich freilich nicht nur mit Blick auf mundartbedingte Lautung und Lexik festmachen und ggf. kritisieren, sondern auch das weit diffusere Feld der Stilistik spielt hier eine Rolle. Ab dem frühen 13. Jahrhundert finden sich vermehrt kleinere Einlassungen von Dichtern über den Stil ihrer Mitstreiter. Häufig begegnet ein anzustrebendes sprachlich-stilistisches Ideal der Mitte. Hugo von Trimberg mahnt in diesem Sinne, *weder ze nider noch ze hô* (Ehrismann 1908: 50) zu dichten, andere sprechen von einem *ebenen* (»gleichförmigen«) Dichten. Darüber hinaus finden sich lobende Worte für sprachliche Klarheit (*perspicuitas*). Berühmt und oft zitiert ist eine Einlassung Gottfrieds von Straßburg (1. Drittel 13. Jahrhundert) in seinem Epos *Tristan* über den Artusroman-Dichter Hartmann von Aue. Begeistert ruft Gottfried in einer Literaturkritiker-Rolle aus: *wie luter und wie reine / siniu cristallinen wortelin* (Krohn 1981: 285) sind! (»Wie klar und wie rein doch seine kristallinen Wörtchen sind!«) Das Urteil lässt sich durchaus auch aus heutiger literaturanalytischer Perspektive bestätigen, während man Gottfrieds negative Einschätzung der sprachlichen Eigenheiten eines anderen Autors nicht mehr teilen mag. Gottfried kritisiert die *obscuritas* eines namentlich nicht genannten Dichters (wahrscheinlich ist Wolfram von Eschenbach gemeint): Man benötige *tiutaere* (»Dolmetscher«), um die Erzählungen verstehen zu können.

Ausblick

Die genannten Beispiele zeigen, dass bereits kurz nach Beginn einer volkssprachlichen Schriftlichkeit auch metasprachliche Diskurse in der Volkssprache ausgearbeitet werden. Sie sind Zeugen eines recht hohen Problembewusstseins bei den vielfältigen Bemühungen, insbesondere lateinische Texte religiöser und in einem weiten Sinn wissenschaftlicher Art ins Deutsche zu übertragen. Sprachreflexion findet sich aber nicht nur im Kontext funktionaler Sachtexte, sondern auch die fiktionale Textkultur bietet nicht wenige Bei-

spiele. Hier geht es vor allem um die Diskussion der Herkunft, Bedeutung und Verwendung von Wörtern wie *vrouwe*, *wip*, *minne*, *liebe*, *ritter*, *aventure* u. v. m. Diese Diskussionen weisen den Weg zu zentralen literaturgeschichtlichen und -wissenschaftlichen Fragestellungen, denn das Lexikon der höfischen Dichtersprache spiegelt Ideologien wider, die in Lyrik und Epik ihre poetische Ausdrucksform erhalten haben.

Literatur

Quellen

- Bein, Thomas (Hg.) (2013): Walther von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. 15., veränderte und um Fassungseditionen erweiterte Aufl. der Ausgabe Karl Lachmanns, aufgrund der 14., von Christoph Cormeau bearbeiteten Ausgabe neu hg., mit Erschließungshilfen und textkritischen Kommentaren versehen von Thomas Bein. Edition der Melodien von Horst Brunner. Berlin.
- Ehrismann, Gustav (Hg.) (1909): Der Renner von Hugo von Trimberg. Bd. III. Tübingen.
- Green, Guilelmus M. (Hg.) (1963): Augustinus: De doctrina christiana. Wien.
- Imbach, Ruedi (Hg.) (2017): Wilhelm von Ockham: Texte zur Theorie der Erkenntnis und der Wissenschaft. Lateinisch/Deutsch. Hg., übersetzt und kommentiert von R. I. Ditzingen.
- Kern, Peter (2014): Die Sangspruchdichtung Rumelants von Sachsen. Edition – Übersetzung – Kommentar. Berlin/Boston.
- Kleiber, Wolfgang (Hg.) (2004): Otfrid von Weissenburg. Evangelienbuch. Bd. I: Edition nach dem Wiener Codex 2687. Unter Mitarbeit von Rita Heuser. Teil 1: Text. Teil 2: Einleitung und Apparat. Mit Beiträgen von Wolfgang Haubrichs, Norbert Kössinger, Otto Mazal, Norbert H. Ott und Michael Klaper. Tübingen.
- Kleiber, Wolfgang (Hg.) (2006): Otfrid von Weissenburg. Evangelienbuch. Bd. II: Edition der Heidelberger Handschrift P (Codex Pal. Lat. 52) und der Handschrift D (Codex Discissus: Bonn, Berlin/Krakau, Wolfenbüttel). Unter Mitarbeit von Rita Heuser. Teil 1: Texte (P, D). Tübingen.
- Kleiber, Wolfgang (Hg.) (2010): Otfrid von Weissenburg. Evangelienbuch. Bd. II: Edition der Heidelberger Handschrift P (Codex Pal. Lat. 52) und der Handschrift D (Codex Discissus: Bonn, Berlin/Krakau, Wolfenbüttel). Unter Mitarbeit von Rita Heuser. Teil 2: Einleitung und Apparat. Mit Beiträgen von Norbert Kössinger, Armin Schlechter, Christine Sauer, Wolfgang Kleiber, Michael Klaper, Wolfgang Milde, Karl-Heinz Mottausch. Berlin/New York.
- Kraus, Carl von (21978): Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts. Bd. I Text. Zweite Aufl. durchgesehen von Gisela Kornrumpf. Tübingen, Der Kanzler, Nr. 28. XVI, 10.
- Krohn, Rüdiger (21981): Gottfried von Straßburg: Tristan. Bd. I. Text (Verse 1–9982). Stuttgart.
- Pfeiffer, Franz (Hg.) (1994): Konrad von Megenberg: Das Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher

Sprache. 3. Nachdr. der Ausgabe Stuttgart 1861. Hildesheim u. a.

- Rolfes, Eugen (1968): Aristoteles: Kategorien. Lehre vom Satz (Peri hermenias). Übersetzt, mit einer Einl. und erklärenden Anmerkungen versehen. Hamburg.
- Stackmann, Karl (Hg.) (2003): Die kleineren Dichtungen Heinrichs von Mügeln. Zweite Abteilung. Mit Beiträgen von Michael Stolz. Berlin, 47–203.
- Stackmann, Karl/Bertau, Karl (Hg.) (1982): Frauenlob (Heinrich von Meissen): Leichs, Sangsprüche, Lieder. 1. Teil. Einleitungen, Texte. Göttingen.
- Vollmann, Benedikt Konrad (Hg.) (2017): Thomas von Cantimpré: ›Liber de naturis rerum‹. Bd. 1: Kritische Ausgabe der Redaktion III (Thomas III) eines Anonymus. Ergänzt und für den Druck eingerichtet von Janine Déus und Rudolf Kilian, mit einem Beitrag zur Überlieferung von Helgard Ulmschneider. Wiesbaden.

Forschung

- Arens, Hans (21974): Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. 2 Bde. Frankfurt a. M.
- Banneck, Catharina (2012): Sprachreflexion im ›Evangelienbuch‹ Otfrids von Weissenburg – ein paratextueller Zugang. In: Das Mittelalter 17, Heft 1, 12–22.
- Barwick, Karl (1967): Remmius Palaemon und die römische Ars grammatica. Nachdr. der Ausgabe Leipzig 1922. Hildesheim.
- Dorn, Benjamin (2008): Von wilden und edlen Zungen. Über die Reflexion der deutschen Volksprache im Mittelalter: In Muttersprache 118, 332–356.
- Haubrichs, Wolfgang/Kleiber, Wolfgang/Voß, Rudolf (Hg.) (2001): Vox sermo res. Beiträge zur Sprachreflexion, Literatur- und Sprachgeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Festschrift Uwe Ruberg. Stuttgart/Leipzig.
- Huber, Christoph (1977): Wort sint der dinge zeichen. Untersuchungen zum Sprachdenken der mittelhochdeutschen Spruchdichtung bis Frauenlob. München.
- Klein, Thomas/Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter (2009): Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil III. Wortbildung. Tübingen.
- Lachmann, Karl (1820): Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin.
- Lindgren, Uta (1992): Die Artes liberales in Antike und Mittelalter. München.
- Nübel, Rainer (2018): Walther von der Vogelweide: Das gradualistische Ideal ›in den dingen‹. Eine philologisch-analytische Studie mit didaktischem Ausblick. Berlin.
- Stolz, Michael (2004): Artes-liberales-Zyklen. Formationen des Wissens im Mittelalter. Bd. 1. Tübingen/Basel.
- Wegera, Klaus-Peter/Waldenberger, Sandra (2012): Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen. Berlin.
- Wenzel, Franziska (2012): Meisterschaft im Prozess: Der Lange Ton Frauenlobs – Texte und Studien. Mit einem Beitrag zu vormoderner Textualität und Autorschaft. Berlin.

4 Kreativ-energetisches Sprachdenken und dessen sprachkritische Dimension

Wilhelm von Humboldts genetische Sprachbestimmung aus der *Einleitung zum Kawiwerk* gehört zu den Gedanken und Äußerungen, in denen geistige Entwicklungen eines ganzen Jahrhunderts (end)gültig in äußerster Verdichtung formuliert sind:

»Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn. Sie ist nemlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.« (Humboldt 1907: 45–46)

In Anknüpfung an Johann Gottfried Herders Preisschrift *Über den Ursprung der Sprache* verschob Humboldt den Fokus von der Frage des Ursprungs auf die der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus. Beide, Herder wie Humboldt, überwand ein Denken, das Sprache als »Werkzeug zur Bezeichnung des schon sprachlos Gedachten« (Trabant 2012: 53) verstand: Humboldts Bezeichnung der Sprache als »bildende[s] Organ des Gedanken« (Humboldt 1907: 53) in seinem postum erschienenem Opus summum gibt einer Überzeugung Ausdruck, die in den Rahmen des kreativ-energetischen Sprachdenkens eingebettet ist.

Der vorliegende Beitrag befragt die Sprachphilosophie Herders und Humboldts nach ihrer sprachkritischen Dimension und Bedeutsamkeit für die sogenannte Sprachkrise um 1900. Wenig scheint Herder und Humboldt mit Nietzsche, Mauthner und Hofmannsthal auf den ersten Blick zu verbinden. Zu disparat wirkt der unterschiedliche Denkhorizont mit dem allgegenwärtigen Fortschrittsgedanken auf der einen (vgl. Schiewe 1998: 150) und dem technisch-wissenschaftlichen »Problemstau« (Henne 1996: 17) und Sprachzweifel auf der anderen Seite: Als 1886 das Wort *Moderne* erstmals als substantivierte Epochenbezeichnung verwendet wurde (vgl. ebd.: 15), war Humboldt ein halbes Jahrhundert tot. Diese programmatische Ausrufung einer neuen (Kunst-)Epoche

markierte eine Abwendung vom aufklärerisch-romantischen Erbe, das mitsamt seines antik-klassischen Bildungsguts erstarbt schien, und einen Aufbruch in eine von Philosophie, empirischer Wissenschaft und Technik geprägte und herausgeforderte Zeit gleichermaßen. Ihr sprachsensibles und sprachkritisches Gespür, das (ver)zweifelnde Neu-Vermessen des Bezugs von Sprache und Wirklichkeit, gibt der in sich disparaten Bewegung der Moderne als »Sprachprojekt« (Henne 2010: 5) Kontur und Identität.

Dieses verbindende Charakteristikum der Moderne in ihren unterschiedlichen Stilen und Ausprägungen ist ihre »Wendung zur Sprache im 20. Jahrhundert« und vorbereitet durch Herder (Bertino 2011: 1). Dieser entwickle »seine Anthropologie und Geschichtsphilosophie von einer einschneidenden Sprach- und Erkenntniskritik aus«, die sich bei Nietzsche »auf radikalere Weise« wiederhole. Herder und Nietzsche kämen »beide vom Sprachproblem [...] zur Reflexion über die Historie [...]« (ebd.: 9) Herders »Thema des Sprachursprungs« werde dabei für Nietzsche zum unlösbaren Problem (vgl. ebd.: 124).

In dieser hier skizzierten Konstellation drängt es sich geradezu auf, das Vertrauen in die »Leistung der menschlichen Sprache [...] als kreative Kraft zur Erzeugung genuin menschlicher ›Weltansichten‹« (Schiewe/Kilian/Niehr 2015: 110) als Gegensatz einer als krisenhaft empfundenen Sprachsituation zu sehen, in der die Kraft und Vollkommenheit sprachlichen Ausdrucks nicht als »Vorübergehendes« (Humboldt 1907: 45), sondern als latent Verborgenes und Verlorenes verstanden werden – als »Gaukelei, Täuschung, gar Begrenzung der Welterkenntnis« (Schiewe/Kilian/Niehr 2015: 110). So griffig solche Entgegensetzungen von Sprachvertrauen und Sprachzweifel sind, so subtil sind die damit einhergehenden Gewissheiten über sprachhistorische Grenzziehungen und Epochenzuweisungen mittlerweile in Zweifel gezogen worden: Gewichtige Einzelstudien im Felde einer noch immer unzureichend ausgeleuchteten sprachwissenschaftlichen und deutschdidaktischen Fach- und Wissenschaftsgeschichte (vgl. Heinz 2017: 122) zeichnen sprachkritische Entwicklungslinien nach, die von Nietzsche oder Hofmannsthal zu Herder zurückreichen (vgl. Bertino 2011; Ruprechter 2001) und messen die sprachkritische Dimension des Denkens Herders oder die Ausstrahlung des Konzepts der »sprachlichen Weltansicht« für die Moderne neu aus (vgl. Trautmann-Waller 2013). So kommt Herders Kritik an den »Scheinbegriffen« (Ruprechter 2001: 11) abstrakt-wissenschaftlicher Wortwelten ohne sinnliche Erfah-

rungsbasis als einer praktisch orientierten »Gebrauchs-analyse« (ebd.: 12) in seiner Nähe zu Mauthners Wortkritik neu in den Blick. Gleichzeitig erkennt man in den Übereinstimmungen einen mehr als graduellen Unterschied: »Für Herder führt die Sprache nicht in die Irre, sondern nur allzuleicht von den sinnlichen Anschauungen weg.« (ebd.: 21) In Umrissen und auf der Basis einer problematischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung wird allmählich eine Traditionslinie sichtbar, die vom Ende des 18. Jahrhunderts – über den Prozess der Empirisierung der (Sprach-)Wissenschaften – zu Nietzsche und in die Moderne reicht. Eine solch differenzierte Sicht auf Verbindendes ermöglicht zugleich, die Unterschiede der sprachkritischen Ansätze, ja des gesamten Sprachverständnisses, präziser bestimmen zu können. Trautmann-Waller (2013: 134) erinnert daran, dass Herder und Humboldt in ihrer »Untersuchung der Beziehung von Sprache und Denken« bereits lange vor Fritz Mauthner eine elaborierte Form von Sprachkritik realisierten:

»Wenn man die Sprachphilosophie des endenden 18. Jahrhunderts, sei es bei Herder oder bei Humboldt, als eine Reaktion auf Kants Philosophie und ihrer relativen Missachtung der denkbildenden Kraft der Sprache betrachtet, muss auffallen, dass der Satz ›es gibt kein Denken ohne Sprache‹ [...] kaum etwas Neues bringt, außer dass diese Feststellung Mauthners zum Verzweifeln an der Sprache führt.« (Ebd.)

Humboldts Bestimmung der Sprache als *Energeia*: Präzisierung und Problematisierung

Versteht man den eingangs zitierten *Energeia*-Begriff Humboldts als Bestimmung eines Charakteristikums der Sprache, ist es konsequent, die Bestandteile der Gesamtbedeutung zusammenzutragen. Gerade weil, wie Jost (1960: 9) betont, Humboldt mit dem Gegensatzpaar *Ergon* – *Energeia* »eine wirksame, allerdings verschieden interpretierbare Formel« aufgestellt habe, »deren Sinn und Wert immer noch umstritten« sei, soll die Frage zu Beginn auf jene Elemente des Bedeutungsverständnisses gerichtet sein, die unstrittig sind. Die etymologisch-übersetzende Rückbindung der griechischen *energeia* als ›Tätigkeit‹ versus *ergon* ›Werk‹ unterstreicht die – von Humboldt angestrebte – Kontrastwirkung, lässt aber auch Nebenbedeutungen zu, welche die etymologisch-semantische Komplexität der Begriffsbestimmung(en) andeuten: Neben der

Übersetzung als ›Tätigkeit‹ führen Wörterbücher und Lexika auch die der *Energeia* als »wirkende Kraft« im Unterschied zur Sprache als statischem Gebilde« (Bußmann 2002: 189). Als *Energeia* werde die Sprache »als eine wirkende und sich verändernde dynam[ische] Kraft bestimmt« (Fries 2016: 176). Das Humboldtsche Erfassen der Sprache als ein »sich ewig erzeugender Prozess« (Bußmann 2002: 189) steht in einem lexikalischen Feld des Kraftvollen und Dynamischen, das zudem mit Hochwertbegriffen wie *Energie*, *Wirksamkeit/Wirkung* und *Macht* belegt ist (vgl. Lewandowski 1990: 260). Der Kontrast von *Ergon* und *Energeia* ist, so eingängig er wirkt, diffus – auf verwirrend-geniale Weise gerät Humboldts genetische Sprachbetrachtung präzise und ambig zugleich. »[N]icht als Erzeugtes, sondern als Erzeugung«, im Sinne eines geistigen Prozesses, habe Humboldt die Sprache verstanden wissen wollen, folgert Jost (1960: 9): »Humboldt ringt geradezu (wie der Entwurf zeigt) nach einer treffenden Formulierung dieser Antinomie, daß Sprache zwar als Werk erscheint und doch nie anders denn als Tätigkeit, als ›Emanation‹ des Geistes ist.« Mit dem Begriff der »unwillkürliche[n] Emanation des Geistes« (Humboldt 1907: 17) übernimmt Jost eine Formulierung Humboldts, der in der *Einleitung zum Kawiwerk* die Sprache als »eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit« zu fassen versucht; sie sei kein »Erzeugnis«, sondern eine »Gabe«, die den Nationen als Sprachgemeinschaften »durch ihr inneres Geschick« zugefallen sei (ebd.).

Damit ist die Kühnheit der Humboldt-Antinomie auf den Punkt gebracht, deren methodologische Brisanz für die von ihrem Urheber mit geschaffene Sprachwissenschaft als eigenständige historisch-empirische Disziplin jedoch allenfalls angedeutet: Denn wenn der »spezif[ische] Charakter« (Fries 2016: 176) der menschlichen Sprache als *Energeia* – einer triadischen Aufgliederung folgend – (a) »in ihrem fortwährenden Wandel«, (b) »in der Erscheinungsform der Spr[ache] als menschliche Rede« und (c) »in der Tätigkeit des mensch[lichen] Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck eines Gedankens zu machen« (vgl. ebd., Humboldt zitierend), begründet ist, geht das Energetische in diesen Bestimmungen dennoch nicht auf: Ebenso wie der Wandel der Sprache letztlich aus der historisch-vergleichenden Zusammenschau einzelner Sprach-Manifestationen rekonstruierbar ist, bleibt die Existenzweise der Sprache als Rede nur in der Reduktion der kommunikativen Fülle auf einzelne Sprechakte erfahrbar. Direkt greifbar wird die *Energeia* als ein »in jedem Augenblicke Vorübergehendes«

(Humboldt 1907: 45) nicht – sie »offenbart« sich einzig im *Ergon*. An dieser Nicht-Fassbarkeit der »wirklichen« Sprache wird Mauthner in seiner Sprachkritik ansetzen und die Behauptung ihrer Existenz als bloße Fiktion zu entlarven suchen: »Die Sprache: wird sich größtenteils als leeres Abstraktum herausstellen« (Mauthner 1999: 11), prophezeit er im ersten Band seiner *Beiträge*.

Der Fluchtpunkt der Humboldtschen Bestimmung weist über die Verwirklichung einer sich stets wandelnden Sprache, die ihr primäres Medium im Gesprochenen findet, hinaus auf die kreativ-kognitive Sphäre: Hier, vor jeder mündlichen oder schriftlichen Fixierung, wirkt sie »gestaltend auf die Gedanken« ein und erfährt »an sich wiederum die Wirkung dieser Gestaltung« (Schwarz 1972: 493): »Denn die Sprache kann ja nicht als ein da liegender, in seinem Ganzen übersehbarer oder nach und nach mitteilbarer Stoff, sondern muss als ein sich ewig erzeugender angesehen werden [...]« (Humboldt 1907: 57–58).

Dass Humboldt mit *Ergon* und *Energeia* eine aristotelische Tradition aufruft – und zwar genau in einem Verständnis der Tätigkeit im Sinne einer Verwirklichung einer Möglichkeit, einer Potentialität, die Humboldt in seiner Sprachphilosophie immer als kreativ-schöpferische Aktualisierung begriff – sei hier nur angedeutet (vgl. Suhr 2008: 136–137). Wie alle revolutionären Denkanstöße stellt auch Humboldt seine energetische Sprachbestimmung in die Geschichte, ruft die philosophische Tradition auf – und hebt diese Linie zugleich auf, indem er das Sprachthema neu – nämlich in bisher nicht gekannter Zuspitzung als existentielle Bedingung des Mensch-Seins – deutet:

»Sprache ist für ihn vielmehr ein beständiger kreativer Prozess, ist höchst komplex vernetztes kognitiv-emotives Handeln, bei dem das einzelne Individuum, indem es sich der in seiner Umwelt vorhandenen Sprache bedient, in Kontakt mit dieser tritt.« (Hornung 2018: 19)

Die ebenso wirkungsvolle wie bedeutungs offene Gegenüberstellung *Ergon* – *Energeia* an der vielzitierten Stelle der *Kawi*-Einleitung – übrigens nur hier ein einziges Mal im Gesamtschaffen Humboldts formuliert als »ein Angelpunkt seiner ganzen Sprachauffassung« (Jost 1960: 15) – hat selbst die Dynamik der Deutungen und Interpretationen in Gang gesetzt. Gleichzeitig hat Humboldt – unbeabsichtigt? – in seiner Bestimmung der Sprache als *Energeia* eine sprachkritische Lesart geradezu herausgefordert. Denn die Antinomie von Statik und Dynamik verbirgt eine weitere An-

und Abwesenheit: von greif- und analysierbarem Erscheinen der Sprache im *Ergon* und ihrer eigentlichen Existenzform in der nie als Ganzes zu fassenden *Energeia*. So wirkungsmächtig diese Dichotomie bis in die sprachkritische Moderne blieb, so eindeutig geriet vor dem energetischen Ideal der Sprache die negative Markierung des *Ergon*. Gegen die mögliche Sprache hatte die wahrgenommene keine Chance: In erkenntnistheoretischem Furor verurteilt Friedrich Nietzsche 1881 die Sprache in ihrer konventionellen Erstarrung als ein auf Vergangenes referierendes Medium, das die wahrhaftige »Bezugnahme auf innere und äußere Welt eher verstellt als ermöglicht« (Heinz 2009: 132):

»Die Worte liegen uns im Wege! Überall, wo die Uralten ein Wort hinstellten, da glaubten sie eine Entdeckung gemacht zu haben. Wie anders stand es in Wahrheit! – sie hatten an ein Problem gerührt und indem sie wähten, es *gelöst* zu haben, hatten sie ein Hemmnis der Lösung geschaffen. – Jetzt muss man bei jeder Erkenntnis über steinharte verewigte Worte stolpern und wird dabei eher ein Bein brechen, als ein Wort.« (Nietzsche 1971: 53; Herv. i. Orig. gesperrt)

Herders anthropologisches Philosophieren als Antizipation modernen Sprachdenkens

Die Ausstrahlung der Sprachideen Herders auf Humboldts Sprachdenken betont Charles Taylor, wenn er in Humboldts Bild der Sprache als »Gewebe« ein Zurückgreifen auf Herder erkennt (vgl. Taylor 2017: 45). Tatsächlich ist die Nähe von Herder und Humboldt aufschlussreich, weil beide dem sprachlichen Ausdruck in zuvor nicht gekannter Deutlichkeit »eine kreative Rolle« zuschreiben (ebd.). Herder sei mit seiner Sprachursprungsschrift von 1772 zu einem »der Wegbereiter des modernen Sprachdenkens« geworden, folgert Bertram (2006: 227) in einer für die deutschsprachige und internationale Forschung inzwischen gleichermaßen repräsentativen Deutung: Dass Herders Rang als zukunftsweisender Sprachdenker offenbar zunehmend erkannt wird, belegt auch die besondere Rolle, die ihm in Taylors Studie zukommt; nicht zufällig spielt schon der Titel *The Language Animal* auf Herder an (s. auch Kap. 2). Die Differenzierung zwischen Bezeichnungstheorien und Konstitutionstheorien der Sprache entwickelt Taylor nahezu gänzlich aus einer kritisch-konstruktiven Interpretation der Sprachursprungsschrift Herders. In ihr erkennt auch Trabant (2006: 250) einen »der ganz großen Tex-

te Europas über die Sprache«. Hier sei der entscheidende Schritt zu einer »philosophische[n] Reflexion der Sprache als solcher« (ebd.: 248) geleistet.

Folgt man Taylor, dann war Herder dies nur möglich, indem ihm seine Kritik an einer »verdinglichte[n] Auffassung des Zeichens« (Taylor 2017: 32), die er seinen Vorgängern Locke und Condillac vorwarf, ein gänzlich neues Sprachdenken ermöglichte. Er verstand Sprache nicht mehr als Instrument im Sinne des Bezeichnens von bereits klar konturierten Ideen und Bildern der Dinge, sondern wies ihr eine konstituierende Kraft zu: Sprache bezeichnet nicht nur, sondern erschafft das Auszusagende im Ausdruck. »Daß man die Dinge zur Sprache bringt, kann schließlich nicht nur heißen, daß etwas bereits Existierendes in äußerlicher Weise verfügbar gemacht wird« (ebd.: 79).

Diese Verschiebung der Sicht auf Sprache von etwas Bezeichnendem zu etwas Konstituierendem mag auf den ersten Blick als Veränderung im Detail erscheinen, dem erst in der Rezeption solch große Wirkung zugesprochen worden ist. Nicht nur Herders salopp-selbstironische Bezeichnung der Sprachursprungsschrift als »Schrift eines Witztölpels« (Hamann 1957: 11) in einem Brief an Hamann vom 1.8.1772 (ebd.) ließ den Schluss zu, manches an dem so bedeutsam Vorgetragenen sei womöglich gar nicht so ernst gemeint. Auch Herders Text selbst »als immer noch lebendige »energeia« (Gaier 1988: 80) vermag mit einander sukzessive aufhebenden »Einsichten« als labyrinthisch-experimenteller »Gedanken-Gang«, »das von einem offenen Anfang zu einem prinzipiell offenen Ende geführt wird« (ebd.), zu verwirren. Als Textgewebe, das sich selbst aus einem sprach- und erkenntniskritischen Akt der Traditionsbefragung speist, öffnet sich Herders Denk- und Sprachkunstwerk dem Raum des Kreativ-Poetischen, den die Sprachursprungsschrift als Grundeigenschaft der Sprache postuliert. Sein argumentatives Vexierspiel beginnt Herder bereits mit seiner – nur scheinbar eindeutigen – Festlegung, »[s]chon als Thier« habe »der Mensch Sprache« (Herder 1772: 3). Dabei handelt es sich um eine nach Trabant häufig missverstandene »Funktionsbestimmung« (Trabant 2006: 251), die herausstelle, dass die Tiersprache als unmittelbarer Ausdruck der Empfindungen und Form der Kommunikation gerade nicht identisch sei mit dem, was menschliche Sprache auszeichne. Deren eigentliche Wurzeln fänden »sich nicht im Bereiche dessen, was der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat, sondern dort, wo der Mensch sich von den Tieren unterscheidet« (ebd.: 252). Dieser Vergleich von tierischem Kommunikationsverhalten und menschlicher

Sprachfähigkeit ist ein Thema, das die Sprachwissenschaft von Herder ausgehend bis in die Gegenwart begleitet – sprachkritisch relevant wird das Echo dieser Debatte in einer der markantesten Stellen der *Beiträge* Mauthners, in dem die Sprachfähigkeit als anthropologische Differenz in einem »Fluch der Sprache« (Mauthner 1999: 86) verurteilt wird: Ohne die Last der Sprache wären die Menschen »Tiere, wie wir es hochmütig nennen in unserer protzigen Menschensprache,« stellt Mauthner (ebd.) fest. Rhetorisch zugespitzter, hasserfüllter, ist die Trias von Sprache, Vernunft und Moral, die Herder so virtuos entworfen und Humboldt in der Vielheit der Sprachen multiperspektivisch aufgebrochen hatte (s. auch Kap. 5), an keiner anderen Stelle der Sprachkritik des 20. Jahrhunderts verabschiedet, ja verflucht worden: »Hätte die Menschheit aber die Sprache lieber den Affen oder den Läusen geschenkt, so hätten die Affen oder die Läuse daran zu tragen, und wir wären nicht allein krank, vergiftet, in der ungeheuren, sprachlosen, heilen Natur« (ebd.: 87).

Der Ansatz Herders besteht in einer Funktionsanalyse: Die titelgebende Frage nach dem Ursprung beantwortet er nicht, indem er erklärt, was Sprache an sich sei, auch nicht, indem er diesen Ursprung bestimmt, sondern indem er erzählend belegt, was sie zu leisten vermag. Wenn Taylor die Einsicht Herders darin sieht, »daß die Sprache eine neue Art von Bewußtsein ermöglicht« (Taylor 2017: 18), löst er vorschnell eine Paradoxie auf, die Herders Text unverkennbar eigen ist: Denn hier ermöglicht die Sprache dem Menschen zwar die Bildung eines neuen Bewusstseins; gleichzeitig jedoch sind »Besonnenheit« und »Reflexion« die Voraussetzungen für die Entdeckung der Sprache:

»Der Mensch in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. Denn was ist Reflexion? was ist Sprache?

Diese Besonnenheit ist ihm Charakteristisch eigen, und seiner Gattung wesentlich: so auch Sprache und eigne Erfindung der Sprache.« (Herder 1772: 52; Herv. i. Orig. gesperrt)

Reflexionsfähigkeit und Sprachbegabung bedingen einander; sie ermöglichen der menschlichen Spezies, sich in einer »semantischen Dimension« (Taylor 2017: 29) zu bewegen, die – ist sie erst einmal sprachlich sozialisiert – Wahrnehmung und Erkenntnis prägt:

»Das Eindringen in diese Dimension – die Fähigkeit, Gegenstände durch Wiedererkennen ins Zentrum der

Aufmerksamkeit zu rücken – schafft [...] einen neuen Raum, der uns umgibt. Anstatt uns vom Ozean der vorbeirauschenden Empfindungen überwältigen zu lassen, sind wir dazu imstande, die einzelne Welle zu unterscheiden und sie mit klarer, ruhiger Aufmerksamkeit – des Abstands von der unmittelbaren, instinktiven Bedeutung der Dinge und des [...] fokussierten Gewahrseins – möchte Herder als ›Reflexion‹ bezeichnen.« (Ebd.: 30)

Nichts könnte den kreativ-poetischen Charakter der Sprachtheorie Herders deutlicher belegen als die Tatsache, dass sie ihre wirkungsmächtigste Prägung in Gestalt einer Erzählung – einer »Entstehungslegende« (ebd.: 102) – gefunden hat, die zugleich die immerwährende Sprach-Arbeit des menschlichen Geistes narrativ als wiedererlebbarer Gegenwärtigkeit entfaltet. Die von Herder entworfene Szene der Begriffsprägung des Ausdrucks für das Schaf, das der Mensch kraft seiner Sinne wahrnimmt und dessen Merkmale er reflektiert, ist in ihrer unmittelbaren Zugänglichkeit ebenso eindrücklich wie problematisch:

»Weiß, sanft, wollecht – seine besonnen sich übende Seele sucht ein Merkmal, – das Schaaf *blöcket!* sie hat Merkmal gefunden. Der innere Sinn würket. Dies Blöcken, das ihr am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang, bleibt ihr. Das Schaaf kommt wieder. Weiß, sanft, wollecht – sie sieht, tastet, besinnet sich, sucht Merkmal – es blöcket, und nun erkennet sies wieder! ›Ha! du bist das Blöckende!‹« (Herder 1772: 54–55; Herv. i. Orig. gesperrt)

Der Kunstgriff, die Sprache nach dem Sprachursprung mit der Betrachtung des sich immer wiederholenden Spracherwerbs »aus der Innenperspektive eines beliebigen Menschen« (Bertram 2006: 229) zu beantworten, bezeugt, wie stark die Verschiebung der Perspektive ins Kognitive zugleich eine dynamisch-energetische Bestimmung der Sprache motiviert, die dann von Humboldt auf gültige Weise begrifflich gefasst wird. Problematisch jedoch ist, dass Herder die eigentliche Zeichenkonstitution des arbiträren Wortes *Schaf* weder narrativ noch theoretisch wirklich bewältigt: »Der Schall des Blöckens, von einer menschlichen Seele, als Kennzeichen des Schaafs, wahrgenommen, ward, kraft dieser Besinnung, Name des Schaafs [...]« (Herder 1772: 55), behauptet Herder – wie man hinzufügen muss – fälschlicherweise. Man werde gegen Her-

der einwenden dürfen, »dass schon die ersten Wörter des Menschen arbiträr-symbolischen Charakters waren und wohl kaum rein durch die Dinge motiviert« gewesen seien, folgert konsequenterweise Kilian (Kilian 2009: 7). Die Brücke, die vom innerlichen »Merkwort« (Herder 1772: 55), »bei welchem sich die Seele an eine Idee deutlich besann« (ebd.: 56), zur arbiträr-konventionellen Benennung in der jeweiligen Einzelsprache führt, ist die Leerstelle des Textes. Genau diese »Verbindung« und »Durchdringung« von »Stoff« und »Idee«, die bei Herder im Dunklen bleibt, inspiriert Humboldt später in seiner *Einleitung zum Kawiwerk* zu der Aussage, gerade in diesem »tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens« erinnere die Sprache »an die Kunst« (Humboldt 1907: 95).

Gerade ihre Uneindeutigkeiten fordern eine erkenntnis- und sprachkritische Re-Lektüre von Herders Schrift heraus. Dies gilt umso mehr, als der Text selbst einer solchen kritisch-polemischen Wendung gegen das vorgefundene Sprachdenken entspringt und gleichzeitig entscheidende Fragen offen lässt. Besonders irritierend an der Sprachursprungsschrift ist dabei der Umschlag des »rein mentalen, inneren« (Trabant 2006: 254) Sprachverständnisses – *Besonnenheit, tönende Welt, inneres Merkwort* als Orte des Sprachursprungs (vgl. ebd.) – in ein seltsam eingeschlossen wirkendes monologisches Tun, das »das Gebärdenhafte und Dialogische der Sprache« (Taylor 2017: 103) zu gering achtet. Tatsächlich erzählt Herder die Erfindung der Sprache durch wiederholendes sinnliches Erfassen eines Objekts und Einprägen eines distinktiven Merkmals als individuell geleistete »Konventionalisierung eines Erinnerungszeichens für ein begriffliches Ganzes« (Gaier 1988: 115). Der soziale Bezug des dabei kreierte Wortes gestaltet sich als ein allenfalls vermittelt-indirekter, indem, wie Gaier (ebd.: 107) ausführt, die »Zeichenstruktur« wiederum »auf die Sache und auf den Menschen« weise. Dass Herders *Merkwort* dennoch »eine immanente Kommunikativität« (Trabant 2006: 257) eigen ist, wird allein schon daran deutlich, dass es über seine individuelle kognitive Bedeutsamkeit hinaus zugleich »Mitteilungswort für andre« (Herder 1772: 74) sein und damit kommunikativ wirksam werden kann. Doch den eigentlichen Ort der Spracherfindung, für die in Herders Schrift die Begriffsprägung einsteht, sieht Herder jenseits von »Laut und Kommunikation« (Trabant 2016: 139) »in der Innerlichkeit des einzelnen, isolierten Individuums« (Bertino 2011: 132): »der Wilde, der Einsame im Walde hätte Sprache für sich selbst erfinden müssen; hätte er sie auch nie geredet« (Herder 1772: 58).

Um die kognitive Verortung der Sprache pointiert herauszustellen, nimmt Herder es hin, dass ihm der Entwurf des Sprachursprungs »einsam und damit wirklichkeitsfremd« (Borsche 2016: 172) gerät. Die »intersubjektive Dimension der Sprache« (Bertram 2006: 240) systematisch in die Betrachtung einzuholen – und damit auch einen möglichen Ausweg aus Sprachzweifel und Sprachnot im Sozialen anzudeuten – gelingt erst Humboldt (vgl. Heinz 2012: 32): Subtil und dennoch unmissverständlich setzt dieser einen anderen Akzent als Herder, wenn er die »Hervorbringung der Sprache« als »inneres Bedürfnis der Menschheit« fasst, zu dem er einzelne Mensch nur gelangen könne, »indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit« bringe (Humboldt 1907: 20). In dieser Verbindung von kognitiver Sprachidee und sozialer Perspektivierung findet die genetische Sprachbestimmung ihren konzeptionellen Rahmen als »thätige Wirksamkeit« der »menschliche[n] Geisteskraft« (ebd.): »Der artikuliert Laut reisst sich aus der Brust los, um in einem andren Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklänge zu wecken« (ebd.: 36).

Mauthner hatte Humboldt sehr genau verstanden, als er in seinen *Beiträgen* auf die Frage, wo »also das Abstraktum ›Sprache‹ Wirklichkeit« sei, antwortete: »*In der Luft. Im Volke, zwischen den Menschen*« (Mauthner 1999: 19; Herv. i. Orig. gesperrt). Hier nimmt Mauthner die Frage nach der eher individuell-kognitiven oder sozial-pragmatischen Verortung der Sprache wieder auf, wenn er die kognitiv verankerte »Sammlung von Erinnerungszeichen« (ebd.: 28) im Sinne Herders dem Individuum – »meinem und deinem Gehirn« zuweist. Dieser »kleinste Teil der Sprache« sei zugleich »der wertvollste für die Persönlichkeit« (ebd.: 29), gibt Mauthner zu bedenken. »Aber weil Sprache immer etwas zwischen den Menschen ist, sozial ist, so kann sie wieder bei einem Einzigen nicht sein« (ebd.).

Transformation unserer Welt: Sprache – Denken – Wirklichkeit (Nietzsche, Mauthner)

Was waren die wesentlichen Erkenntnisse und Überzeugungen der Sprachphilosophie des späten 18. Jahrhunderts, die von den Schriftstellern in der Sprachkrise (vgl. Schiewe 1998: 176–197) um 1900 neu durchdacht, verzerrt oder zurückgewiesen wurden? Wieso führten einige wenige Umwertungen und Verschiebungen der kreativ-energetischen Sprachbestimmung

zu einem solch gravierenden Umschlag von Sprachkritik in Sprachskepsis und Sprachnot? Bertino (2011: 204) betont in der Kennzeichnung des Innovatorischen des Sprachbegriffs Herders gerade die »Bestimmung des Menschen durch ›Sprache‹ vs. ›logos‹«: Dies führe zu einem Sprachbegriff, »der den der ›Vernunft‹ umfasst«. Daran anschließend betont auch Humboldt die gedankenbildende Funktion der Sprache und wendet sich – vehementer als Herder – gegen ein Verständnis der Sprache als Zeichen. Mit diesem Ineinandergreifen von Sprachlichkeit und Vernunft – begrifflich von Herder als »Besonnenheit« gefasst – verwandelt sich Philosophieren in eine »Arbeit der Sprache an der Sprache, in ihr gibt es sich zu erkennen« (ebd.: 205). Verfolgt man diese Bestimmung der Philosophie als Sprachphilosophie bis in die Zeit der »Sprachkrise« der Moderne, so wirkt die im Werk Mauthners gipfelnde Radikalisierung der Sprachkritik und deren Kampf gegen »Wortaberglauben« und »Tyrannei der Sprache« (Mauthner 1999: 1, 3) als eine konsequente, wenn nicht gar zwangsläufige Reaktion auf das philosophische Erbe Herders und Humboldts. Dass an der Sprache ansetzen musste, wer menschliche Welterkenntnis als Hybris entlarven wollte, sieht Mauthner genau: »Die Einsicht, daß die Sprache wertlos sei für jedes höhere Streben nach Erkenntnis, würde uns nur vorsichtiger in ihrem Gebrauche machen« (ebd.: 86).

Aus Herders »poetisch-sensualistische[r] Sprach- und Erkenntnistheorie« (Rupprechter 2001: 4) entwickeln Nietzsche und Mauthner auch ihr stärkstes sprachkritisches Argument – um es dann gegen Herders Sprachüberzeugung zu wenden (s. Kap. 20). Sie erkannten, dass Herder nicht nur Sprachlichkeit und Vernunft miteinander verbunden, sondern dass er beide tief »in die Sinnlichkeit des Menschen« (Simon 2016: 142) verpflanzt hatte – gerade dies ist Herders Argument gegen Kant und dafür, dass eine Philosophie, die aus einer Sphäre unsinnlicher Begriffe a priori argumentiert, »kein sinnvolles Projekt sein« könne (ebd.). Auch wenn Herder den Menschen als »denkendes *sensorium commune*« (Bertino 2011: 126) entwirft, bleibt die Charakterisierung der »Anfänge der Sprache« als »sinnlich und dunkel, emotional und intensiv« (Borsche 2016: 130) dominant und wirkungsmächtig. Sprache entwickle sich, so fasst Borsche (ebd.) Herder zusammen, »aus diesen Anfängen weiter, und die verschiedenen Sprachen ebenso« – das Vermessen der Verschiedenheit menschlichen Sprachbaus markiert den Punkt, an dem sich Humboldts vergleichendes Sprachstudium an Herders Sprachdenken sinnvoll anschließt. In Mauthners